1,90 DM / DDR 5,70 M
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,–

Band 616

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der König des Schreckens



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der König des Schreckens

John Sinclair Nr. 616

von Jason Dark

erschienen am 24.04.1990

Titelbild von Steve Crisp

Sinclair Crew

Der König des Schreckens

Im siebten Monat des Jahres 1999 wird vom Himmel ein großer König des Schreckens kommen, um den großen Hunnenkönig wieder auferstehen zu lassen, vor und nach seiner Ankunft wird Mars glücklich regieren…

(CENT. X, 72) PROPHEZEIUNG DES NOSTRADAMUS

Lorenzo hatte seinen Auftritt!

Er hatte eigentlich immer seinen Auftritt. An diesem düsteren Abend jedoch machte er es besonders spannend, denn es ging um alles, und das hieß – Mord à la Lorenzo.

Aus dem für die Zuschauer nicht sichtbaren Hintergrund schob er sich hervor. Erst schlug der Vorhang in Wellen, dann klaffte in der Mitte eine Lücke, und ein einsamer Scheinwerfer erfaßte den Mann von der linken Seite her.

Es sollte keinen Beifall geben, darum war zuvor gebeten worden.

Den Zuschauern im Saal allerdings fiel es schwer, sich zurückzuhalten. Zwar klatschten sie nicht, aber ihr Murmeln, das Schaben der Füße, das manchmal scharf klingende Flüstern, dies alles bewies, daß der Auftritt die Zuschauer doch beeindruckte.

Das Licht verfing sich in seinem mit Straß besetzten, engen Kostüm, ließ es so wertvoll erscheinen, wanderte höher und zielte auf das Gesicht des Mannes.

Es war clownhaft geschminkt. Möglicherweise versuchte Lorenzo, die Figur des Jokers aus »Batman« zu kopieren, das gelang ihm allerdings nicht, zudem fehlte ihm das schauspielerische Talent.

Deshalb wirkten die Züge einfach nur verzerrt. Weiß umrandet der Mund, graue Striche auf den Wangen, damit die Haut älter erschien, ein ebenfalls grauer Strich auf dem Nasenrücken, der die Nase selbst länger und schärfer erscheinen ließ, und violettrot die Augen.

Eine Kopfbedeckung trug Lorenzo nicht. Sein schwarzes Haar lag glatt am Schädel, war dabei straff zurückgekämmt und glänzte durch den spiegelnden Lack.

Der Mann verstand es, sich tänzerisch zu bewegen. Er war ein Profi, ihm gehörte die Bühne. Obwohl allein schaffte er es, sie zu füllen.

Bestimmt trug auch die Dekoration einen großen Teil dazu bei, denn sie konnte man als ungewöhnlich bezeichnen.

So aufgebaut, daß es nicht störend wirkte, standen in einem Halbkreis verteilt zahlreiche Bilder. Sie hatten ihre Plätze auf Stafetten gefunden und blieben noch in der Düsternis der Bühne verborgen, denn das Licht des Scheinwerfers konzentrierte sich vorerst auf den grell geschminkten Mann in seinem glitzernden Kostüm.

Er ging vor bis an den Rand, schaute hinab, als wollte er sich jedes einzelne Gesicht aus dem Publikum merken. Es gab keine Ansprache, keine Begrüßungsrede, der Mann auf der Bühne blieb stumm.

Wenn er lächelte und dabei den Mund in die Breite zog, so sah es aus, als bestünde seine Haut aus Gummi.

Er ging in die Hocke, winkte mit den Händen, bewegte auch die Arme. Sein Körper besaß eine gewisse Gelenkigkeit, wie man sie nur bei Tänzern oder guten Turnern sah.

Gesichter starrten ihn an. Diejenigen, die gekommen waren, ihn zu

sehen, kannten den Künstler. Sie wußten, daß er nie viel sprach, er war da, um zu demonstrieren, um seine Kunst dem Publikum nahezubringen, denn der Auftritt, egal wo, glich jedesmal einer hervorragend gemachten Performance.

Lorenzo schnellte plötzlich hoch, drehte sich dabei. Das Publikum schaute auf seinen Rücken, dann stieß der Mann beide Arme zur Seite, und im nächsten Augenblick explodierte die Bühne in einem Meer aus Licht.

Jetzt brandete der Beifall los.

Wie ein Orkan tobte er durch den Saal, erreichte die Decke, wurde zu einem Echo, das durch den Saal schwang. Lorenzo wandte sich wieder seinen Gästen zu, streckte den Körper, bevor er sich auf die Zehenspitzen stellte, die Arme ausbreitete und diesen tosenden Beifall genoß. Er dauerte lange. Lorenzo verbeugte sich ständig, winkte ab, ohne den Beifall zu unterbrechen.

Erst nach einer Weile verstummte das Klatschen, denn die Zuschauer waren von dem fasziniert, was die Scheinwerfer aus der Finsternis hervorgeholt hatten.

Bilder – Gemälde. Sie bildeten die Dekoration, ihretwegen waren sie alle gekommen, und in die Augen der meisten Menschen geriet ein strahlender Ausdruck.

Man mußte schon Fan sein, um die Motive des Malers Lorenzo zu mögen. Seine Bilder zeigten keine Heile-Welt-Romantik, sie bildeten einen düsteren Wirrwarr, der auf den ersten Blick rein abstrakt aussah, allerdings nicht mehr auf den zweiten.

Da zeigten sie schon Motive. Szenen, die einfach schlimm waren, die eigentlich nicht von dieser Welt stammen konnten. Geboren in der krankhaften Phantasie des Künstlers.

Die Bilder explodierten förmlich, wenn man sie betrachtete. Sie waren grausam, sie verwirrten in ihrer negativ wirkenden Farbenpracht, obwohl es nur düstere Farben waren, wie ein dunkles Rot, ein tiefes Schwarz, ein blasses Violett, dazwischen mal ein helles Türkis oder ein kalkiges Weiß.

Bilder aus den Tiefen anderer Dimensionen. Motive, die dem Künstler von dämonischen Wesen eingegeben worden waren, die er blitzschnell malte, denn Lorenzo bezeichnete sich als einen Schnellmaler, und damit hatte er Erfolg.

Es dauerte nicht einmal fünf Minuten, da stand das Bild, da war es fertig, exklusiv gemalt für ein besonderes Publikum, das es sofort kaufen konnte.

Ein jeder rechnete damit, an das Werk dieses Künstlers heranzukommen, es ersteigern zu können, aber Lorenzo malte nie mehr als drei Bilder pro Abend.

Derart grell geschminkt trat er immer auf. Man hatte ihn danach

gefragt und auch entsprechende Antworten bekommen. Lorenzo wollte sein wahres Ich verbergen und sich den Strömungen ganz und gar unterordnen, die ihn bei seiner Arbeit erfaßten. Dazu gehörte eben auch die Veränderung des Äußeren.

Seine Auftritte liefen stets nach dem gleichen Muster ab. Zunächst erschien er, nahm den Beifall entgegen, bewegte sich ein wenig im Rampenlicht und holte schließlich seine bildhübsche Assistentin, eine Exotin, herbei, die er nur Capri nannte, weil er sie auf dieser Insel kennengelernt hatte.

Capri hatte ihn aus einer Deckung heraus beobachtet, denn als Lorenzo mit den Fingern schnippte, war das für sie das Zeichen, die Bühne zu betreten.

Sie kam, sie schritt, sie swingte über die Bretter, und sie wurde vom Licht der Scheinwerfer begleitet.

Die männlichen Besucher bekamen große Augen, als sie das Wesen sahen. Es war perfekt, wenigstens für sie. Langbeinig, gazellenhaft, die dunkle Haut mit einem Hauch eines weißen Trikots bedeckt. Das schwarze Haar mit Flitter bestreut, das Lächeln breit, die Zähne blitzend, ebenso wie der Lidschatten.

Sie ging wie ein Nummerngirl aus irgendeiner billigen Show. Das allerdings war sie beileibe nicht. Wer näher hinschaute, erkannte schon ihre Klasse.

Wer zu den absoluten Fans des Malers gehörte, der wußte auch, daß Capri ihm die Mal-Utensilien brachte. Sie schob immer das Gestell herein, auf dem die Farbtöpfe und die Leinwände standen, die Pinsel und andere Arbeitsmittel lagen.

An diesem Abend war es anders.

Leichte Unruhe breitete sich unter dem Publikum aus, weil Capri ohne das Gewohnte erschien.

Statt dessen trug sie auf beiden Händen einen rechteckigen, länglichen Kasten, der wegen seiner geringen Höhe schon an ein übergroßes Etui erinnerte.

Dem Publikum zunickend, fand sie ihren Weg zu Lorenzo, dem großen Künstler, von dem einige behaupteten, er hätte den Wahnsinn gepachtet. Das aber waren Neider.

Lächelnd stellte sie das Etui vor Lorenzo hin, verneigte sich vor den Zuschauern und verschwand mit schnellen, beinahe schon trippelnden Schritten.

Kein Beifall begleitete sie, es blieb fast so still wie in einer Kirche.

Lorenzo hatte noch kein Wort gesprochen. Auch jetzt sagte er nichts, als er sich vorbeugte, die Knie dabei durchdrückte und in dieser gebückten Haltung den Deckel des rechteckigen Kastens nach oben schnellen ließ.

Zwar strahlte die Lichtfülle der Scheinwerfer auch in den Kasten,

aber sein Inhalt konnte von den Zuschauern nicht gesehen werden, sie saßen einfach zu tief.

Wohl blitzte etwas aus der unteren Hälfte hervor, als hätte sich das Licht in einem goldenen Gegenstand gefangen.

Die geheimnisvollen Reflexe sorgten für eine noch größere Neugierde der Zuschauer. Manche stießen sich gegenseitig an, stellten mit ihren Blicken die stummen Fragen, überlegten, krausten die Stirnen, hoben die Schultern, aber keiner traute sich, eine Frage zu stellen.

Lorenzo wußte Bescheid, erhöhte die Spannung dennoch, denn er bewegte sich sehr langsam. Es kam schon einer pantomimischen Extraleistung nahe, was er da vollführte.

Über den schmalen Kasten gebeugt, ließ er seine Hände an der Kehle entlanggleiten, als wollte er sie sich langsam aufschneiden.

Dabei zeigte sein Gesichtsausdruck einen panischen Schrecken, der in eine schon leichenhafte Starre hineinglitt, als er andeutete, wie er die Waffe in sein Herz stoßen wollte.

Danach kippte er.

Zuerst nach rechts, dann in die andere Richtung, nach vorn ebenfalls und auch nach hinten. Er schwankte wie ein Rohr im Wind, verdrehte die Augen. Die Lippen zuckten; er faltete die Hände wie zum Gebet, drückte sie dann in die Höhe, als wollte er irgendeine Kreatur anflehen, um einen Moment später zusammenzusinken. Er rollte seinen Körper ineinander wie ein Schlangenmensch. Lorenzo schien Knochen aus Gummi zu haben.

Die Besucher schauten ihm atemlos zu. Lorenzo brauchte nichts zu sagen oder zu erklären, ein jeder wußte sehr genau, daß dieser verschriene Künstler etwas Besonderes vorhatte.

Der schmale Koffer stand auch weiterhin offen. Lorenzo umkreiste ihn, er legte seine geschlossene Hand gegen die Kinnspitze, tat so, als würde er nachdenken, runzelte dabei die Stirn, hob die Schultern und überlegte sich seine Entscheidung.

Ja oder nein?

Er blieb hinter dem Koffer stehen, streckte die Arme aus, hob die Schultern an und präsentierte sich in einer etwas hilflos anmutenden Geste, wobei er durch seine Haltung eine Frage stellte, die auch vom Publikum verstanden wurde.

Es regte sich, und es regte sich lautstark.

»Ja, tu es, Lorenzo! Hol es hervor! Pack die Sachen aus. Wir wollen dich malen sehen. Ja, malen…!«

Lorenzo schüttelte den Kopf, so lange, bis es den anderen auffiel, sie nichts mehr sagten und unruhig auf den Polstern der Sitzflächen umherrutschten.

Lorenzos geschminkter Mund verzerrte sich zu einem Lächeln. Es besaß einen weisen, einen nachgiebigen Ausdruck, und mit beiden

Händen winkte er den Zuschauern zu, als wollte er damit sagen, daß sie sich auf ihn verlassen konnten.

Dann bückte er sich wieder einmal. Diesmal noch langsamer. Sehr behutsam tauchte er die beiden Hände in den schmalen Koffer hinein, ließ sie für einen Moment dort ruhen und zeigte sich sehr konzentriert. Ein Zucken lief über seine Hände, als er zugriff und Sekunden später den Gegenstand hervorholte, den er bisher dem nervösen Publikum hatte vorenthalten.

Es war eine kleine, goldene Nadel!

Waren die Zuschauer enttäuscht? Hatten sie mit etwas anderem gerechnet? Es schien so, denn ihre Reaktionen zeigten eine gewisse Enttäuschung. Das Murmeln wollte einfach nicht aufhören, bis sich Lorenzo mit einer heftigen Handbewegung die Stille verschaffte, die er für seine weitere Tätigkeit benötigte.

Eigentlich hätte er sie nicht überraschen können, denn er hatte schon zuvor gewisse Dinge demonstriert und ihnen nahe gebracht.

Die setzte er nun in die Tat um.

Mit spitzen Fingern faßte er die goldene Nadel an den Enden an und zog sie auseinander.

Sie veränderte sich, wurde unten wesentlich länger und wuchs auf das Dreifache ihrer ursprünglichen Länge.

Ein neuer Gegenstand war entstanden.

Eine lange Nadel, ein schmales Messer, das wie ein goldener Blitz schimmerte und unten spitz zulief.

In den Gesichtern der Zuschauer zeichneten sich noch immer die Fragen ab und das Unverständnis.

Das allerdings klärte sich sehr bald, als Lorenzo mit dem Zeigefinger der freien linken Hand auf seine Kehle zeigte.

Der wollte doch nicht…?

Doch, er wollte, denn er kippte seine goldene Waffe, damit die Spitze genau auf die Kehle wies.

Dann stieß er sie in den Hals!

***

Ungefähr hundertfünfzig Personen befanden sich im Saal. Sie alle hielten den Atem an.

Dabei veränderte sich ihre Mimik. Nicht schnell, zeitlupenhaft langsam malten sich Widerwillen, Schrecken, Ekel und Entsetzen in ihnen ab.

Das war die Höhe, das war… das konnte nicht wahr sein. Der Mann brachte sich um.

Oder hatte er sie getäuscht?

Es existieren genügend Illusionisten, die so etwas schafften und sich anschließend über den schockartigen Zustand der Zuschauer

amüsierten. War das auch hier so?
Lorenzo stand dort wie eine Eins. Er hatte die Arme wieder gesenkt. Aus dem Hals schaute die goldene Nadel hervor, und genau dort, wo sie eingedrungen war, quoll Blut!
Also doch echt!
Lorenzo war noch nicht fertig. Er zog die goldene Nadel wieder aus seinem Hals hervor. Ein jeder konnte sehen, daß sie an der Spitze dunkler geworden war.
Dann senkte Lorenzo die rechte Hand, ohne die Nadel dabei hinfallen zu lassen. Er suchte sich ein neues Ziel aus und fand es auch.
Es war seine Brust!
Und zwar die Stelle an der linken Seite, wo auch das Herz schlug.
Wenn er seine Tat fortsetzen wollte, dann blieb ihm nichts anderes übrig, dann mußte er zustoßen.
Das tat er auch!
Diesmal blieben die Zuschauer nicht stumm. Spitze, sirenenhafte Schreie gellten durch das Theater, als sich der Maler auf der Bühne und umstrahlt vom hellen Licht der Scheinwerfer selbst das Leben nahm.
So etwas konnte keiner überleben, das war unmöglich, denn Lorenzo hatte die Nadel tief in seine Brust hineingedrückt. Das Herz war berührt worden.
Noch stand er. Er zog die Nadel nicht wieder hervor, bewegte sich ruckartig nach vorn, wobei es aussah, als wollte er sich vor dem Publikum verbeugen.
Das aber tat er nicht. Statt dessen hob er das rechte Bein an, benutzte das linke als Stand und gab sich genügend Schwung für eine rasche Drehung.
Den Zuschauern wandte er nun den Rücken zu. Er war noch nicht fertig. Mit steifen Schritten ging er dorthin, wo seine Bilder aufgereiht standen.
Die meisten Menschen hatte es nicht mehr auf ihren Sitzen gehalten. Sie waren aufgesprungen, flüsterten miteinander; einige schrien auch laut. Sie waren von Lorenzo einiges gewohnt, doch was er hier trieb, das war nicht zu fassen.
Er ging auf seine Bilder zu. Wie er das tat, ließ den Vergleich mit einem Roboter aufkommen. Er hatte sich völlig verändert.
Dann stand er vor dem ersten Bild.
Noch immer schwankte er, ging einen weiteren Schritt nach vorn und kippte.
Jetzt hätte er sich gegen das Bild lehnen müssen, das ein schreckliches Motiv zeigte, einen bleichen Totenschädel, der aus einem farbigen Hintergrund hervorsprang und in den von oben her durch die Schädelplatte ein Dolch gerammt war.

Lorenzo berührte das Bild, oder berührte er es doch nicht?
Zahlreiche Menschen schauten zu, wie sich das Gemälde förmlich öffnete und seinen Maler verschlang.
Für die meisten sah es so aus, als hätte der Totenschädel den Mann verschlungen.
Im gleichen Moment veränderten sich auch die anderen Bilder.
Kein Zuschauer ging oder floh in wilder Panik. Sie alle blieben, um den Schrecken bis zum Ende miterleben zu können.
Die höllischen Motive verschwanden von den Leinwänden. Sie lösten sich in wolkenartigen, farbigen Gebilden auf, umweht von einem widerlich riechenden Qualm.
Puffende Detonationen erklangen, die Bilder bekamen durch sie auch den letzten Rest.
Zurück blieben die Ränder der Stafetten, mehr nicht. Keine Spur von Lorenzo, keine Spur von seinen Bildern.
Die Show war vorbei – oder doch nicht?
Darüber dachten die Besucher nicht weiter nach. Als hätten sie einen heimlichen Befehl bekommen, so sprangen sie in die Höhe und rasten, wie von Furien gehetzt, davon.
Eine allerdings blieb.
Capri, die schöne Mulattin!
Sie hatte sich zurückgezogen, aber sie wußte genau, was auf der Bühne geschah. Sie konnte sich auch ausrechnen, wann die Polizei erscheinen würde, bis dahin würde auch sie verschwunden sein.
Als sie jetzt auf die Bühne lief, sah sie anders aus, denn sie hatte sich umgezogen. Ein dunkler Mantel reichte ihr fast bis zu den Knöcheln. Bei jedem Schritt wehte er auf. Im Gesicht trug sie noch immer den Glitzerpuder, aber die Züge waren nicht mehr zu einem Lächeln verzogen. Sie blieben starr.
Mit nur wenigen Schritten hatte sie das rechteckige Etui erreicht, bückte sich, hob es auf und klappte es zusammen. Noch einen letzten Blick warf sie über die leere Bühne, dabei allerdings lächelte sie wieder. Doch diesmal war es ein wissendes Lächeln. Capri wußte mehr als die anderen, viel mehr.
Durch den Hinterausgang verließ sie das kleine Theater. Auf dem Hof parkte ein Wagen mit gefälschten Nummernschildern. Im Kofferraum lag das Gepäck verstaut.
Als vor dem Theater der erste Streifenwagen hielt, gab Capri bereits Gas und fuhr vom Hof.
Sie verschwand wie ein Spuk in der Nacht…

***

»Gut, daß Sie gekommen sind, Sir«, flüsterte Lional Drake und umfaßte meinen Arm derart kräftig, daß es schon fast schmerzte. »Ich

halte es nicht mehr aus. Ich fühle mich meines Lebens nicht sicher. Das können Sie mir glauben.«

»Okay, Mr. Drake, nun mal langsam. Um was geht es eigentlich?«

Er schaute mir erstaunt ins Gesicht. »Hat Ihnen Ihr Chef das nicht erzählt?«

Ich hob die Schultern. »Sagen wir so, Mr. Drake. Er machte einige Andeutungen.«

»Komisch.«

»Bitte, reden Sie.«

Wir saßen uns in einem kleinen Pub gegenüber. An diesem späten Vormittag herrschte kaum Betrieb, so konnten wir beide uns ungestört unterhalten. Drake war ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Er trug einen grauen Glenscheckanzug, der irgendwie nicht zu ihm paßte, weil er zu den kleinen Menschen gehörte. Der Anzug wirkte bei ihm viel zu groß, er schien erst noch hineinwachsen zu müssen.

Sein rundes Gesicht zierte eine Brille, hinter deren Gläsern ich dunkle Augen sah. Seine Wangen waren voll und gerötet. Vor ihm stand ein Whisky, daneben eine Sodaflasche.

»Nun?« fragte ich.

»Man hat gedroht, mich zu ermorden.«

Ich nickte. »Das habe ich gehört. Weshalb will man Sie umbringen? Hat Ihnen der unbekannte Mörder einen Grund genannt?«

»Das Bild, mein Bild. Es geht um das Bild.« Er streckte mir den Zeigefinger entgegen. »Aber das habe ich bereits Ihrem Chef gesagt, Mr. Sinclair. Sie müßten es wissen.«

»Ich wollte es noch einmal von Ihnen hören. Was ist das für ein Bild, Mr. Drake?«

»Es hängt in meiner Wohnung.«

»Okay, daß Sie es nicht im Keller aufgehängt haben, kann ich mir denken.« Es sollte eine scherzhafte Bemerkung sein, die er allerdings überging und sich nicht einmal ein müdes Lächeln abquälte.

»Nehmen Sie mich überhaupt ernst?«

»Ja – schon.«

»Dann reden Sie doch nicht so einen Stuß. Man will mir tatsächlich ans Leben.«

»Wir sprachen von einem Bild, Mr. Drake.«

»Darum drehte es sich ja. Es ist gewissermaßen der Aufhänger für diese Drohung.«

»Genauer.«

»Man will mich töten«, sagte er flüsternd, »weil ich das Bild erworben habe. Das ist alles.«

Ich nickte, nahm einen Schluck Wasser und nickte wieder. »Ist das Bild denn so wertvoll?«

»Ja und nein. Ich habe es für über hundert Pfund ersteigert. Das ist

kein kleiner Preis.«

»Stimmt, wenn man bedenkt, was der röhrende Hirsch im Kaufhaus kostet. Für einen echten Picasso allerdings müßten Sie mehr auf den Tisch legen.«

»Ist mir klar, Mr. Sinclair. Jedenfalls will man mich umbringen, weil ich das Bild besitze.«

»Und man hat Sie angerufen?«

»So ist es.«

»War es eine Frau oder ein Mann?«

Jetzt lachte er. Es klang unsicher. »Wenn ich das mal wüßte, Mr. Sinclair.«

»Hören Sie, jeder Mensch erkennt, ob er von einem Mann oder einer Frau angerufen wird.«

»Vielleicht Sie, aber nicht ich. Die Person muß ihre Stimme verstellt haben. Sie klang neutral, verstehen Sie das? Einfach neutral. Da konnte eine Frau ebenso gesprochen haben wie ein Mann oder meinetwegen auch ein Kind. Ich habe jedenfalls keinen Hinweis auf die Identität des Anrufers bekommen.«

»Das ist nicht gut.«

»Weiß ich selbst.«

»Kommen wir noch mal auf das Bild zurück. Können Sie sagen, wer es gemalt hat?«

»Es ist ein Original. Der Künstler heißt Lorenzo.«

»Ist es schlimm, wenn ich ihn nicht kenne?«

»Er ist auch nur wenigen bekannt, wenigen Fans. Aber die lieben ihn. Sie zahlen Höchstpreise.«

»Wie Sie.«

»Genau.«

»Wo lebt der Maler? Sein Name hört sich italienisch oder spanisch an.«

»Er ist auch Romane«, erklärte Lional Drake. »Aber das ist für mich nicht wichtig. Ich denke immer an den Anruf, der mir einen Mord versprochen hat, weil ich mich in Besitz des Bildes befinde.«

Mich ließ der Maler nicht los. »Haben Sie mal versucht, sich mit Lorenzo in Verbindung zu setzen?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Hätte ich aber getan.«

Er schielte mich von der Seite her an. »Sagen Sie mal, nehmen Sie mich eigentlich ernst?«

»Schon…« ich lächelte. »Nur muß ich gestehen, daß Sie es mir nicht einfach machen.«

Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und ließ die Gläser tanzen. »Ich habe Ihnen doch berichtet, daß man mich umbringen will. Aber nicht der Anrufer.«

»Wer dann?«
»Das Bild, Mr. Sinclair!« zischte er mir entgegen. »Das Bild soll mich umbringen.«
Das war mir neu. Und ich begriff es auch nicht sofort und mußte erst darüber nachdenken. Es war auch für einen Mann wie mich unwahrscheinlich, daß ein Bild zu einem Mörder werden konnte. Aber nicht unmöglich, denn mit Gemälden hatte ich meine Erfahrungen.
»Jetzt sind Sie gebügelt, wie?«
»Nicht ganz. Ich denke nur über Ihre Erklärungen nach und frage mich, wie es möglich sein kann, daß ein Bild zu einem Mörder wird. Das müssen Sie verstehen.«
»Ist mir klar, Mr. Sinclair, ist mir völlig klar. Aber ich weiß es eben auch nicht.«
»Nun, dann überlegen wir mal weiter. Welches Motiv zeigt ihr Bild denn? Ist es abstrakt gemalt, oder kann man darauf etwas erkennen?«
»Das werden Sie bestimmt. Nur ist das Motiv nicht jedermanns Sache. Der Maler Lorenzo gehörte zu den Menschen, die seine wilden Phantasien und Träume auf die Leinwand brachten. Daß die nicht immer sanft, seifig und schön waren, können Sie sich denken.«
»Es kommt auf die Träume an. Was hat er denn gemalt?«
Drake senkte den Kopf. »Sehr düstere Motive. Schreckliche Phantasien, Monster, Dämonen. Er sprach stets von der Apokalypse, vom Untergang und von der Zerstörung. Ich denke zwar nicht genauso, aber ich liebte die Bilder des Malers.«
»Und weiter?«
»Nichts weiter. Ich stehe nur unter dem Druck und der ungemein starken Furcht.«
»Okay, Mr. Drake, dann ist es wohl am besten, wenn ich mir das Bild einmal anschaue.«
»Das meine ich auch.« Er winkte dem Keeper und beglich die Rechnung. Wir verließen den Pub und traten hinaus in den feuchtkalten Dezembertag, der überhaupt nichts Freundliches besaß, abgesehen von der Weihnachtsreklame und den bunten Lichtern.
»Müssen wir mit dem Wagen fahren?« erkundigte ich mich.
»Nein, ich wohne hier gleich gegenüber.« Er deutete schräg auf die andere Straßenseite, wo die alten Häuser standen, verziert mit Dachgauben, kleinen Erkern und hohen, viereckigen Fenstern, hinter denen hin und wieder weihnachtlicher Schmuck in Form von Tannengrün zu sehen war oder an die Scheibe geklebter Glitzerkram.
Ich hatte mein Fenster nicht geschmückt, Drake auch nicht. Er wohnte in der letzten Etage, direkt unter dem Dach, wie er mir sagte. Da sahen die Scheiben grau aus.
Vor der Haustür zögerte er und stellte den Mantelkragen hoch.
»Fürchten Sie sich?« fragte ich.

Er nickte. »Etwas schon.«
»Ich möchte trotzdem, daß Sie bei mir bleiben, Mr. Drake. Sie können mir alles erklären.«
»Das… das versuche ich.« Seine Stimme zitterte ebenso wie der Schlüssel in seiner Hand, und er hatte Mühe, den schmalen Schlitz des Türschlosses zu finden.
Die Tür ließ sich nur schwer aufdrücken. Ein Flur mit Kachelwänden nahm uns auf. Die Treppe blitzte. Sie bestand aus rotbraunen Steinen und wurde jeden Tag geputzt, wie mir Drake erklärte. »Hier wohnen wirklich nur anständige Menschen, kein Pack.«
»Was verstehen Sie als Pack?«
»Asylanten und so.«
Ich hielt ihn an der Schulter fest. »Das möchte ich überhört haben, Meister.«
»Ja, ich habe das auch nur so gemeint.«
»Dann gehen Sie weiter.«
Ich stiefelte kopfschüttelnd hinter ihm her. Wenn ich Menschen nicht mochte, dann waren es welche, die andere wegen derer Hautfarbe beleidigten. Das gehörte sich einfach nicht. Jeder hatte das Recht, auf dieser Welt zu leben. Und die Reichen mußten den Armen nun mal etwas abgeben.
Durch seine Bemerkung war mir Drake noch unsympathischer geworden. Nur konnte ich mir meine Gesprächspartner nicht aussuchen. Ich mußte meinen Job tun.
»Einen Fahrstuhl haben sie hier nicht einbauen wollen. Man muß den Weg immer zu Fuß nehmen«, beschwerte sich Drake.
»Ist auch gesünder.«
Er schnaufte noch immer, als wir vor der Tür zu seiner Wohnung standen. Zwei Parteien lebten hier oben. Durch zwei runde Fenster sickerte Tageslicht auf den Steinboden.
»Soll ich?«
Ich nickte Drake zu. »Bitte, wir sind ja nicht gekommen, um im Flur zu bleiben.«
»Sie haben vielleicht Humor, aber Ihnen hat man auch nicht gedroht, wie ich finde.«
Ich hob die Schultern. »Was meinen Sie, Mr. Drake, wie viele Drohungen ich schon bekommen habe.«
»Mir reicht eine.«
Er schloß die Tür vorsichtig auf, während ich durch die Geländerlücke in den Treppenschacht blickte, um nachzuschauen, ob uns vielleicht jemand gefolgt war.
Wir befanden uns allein im Flur. Aus der Wohnung drang eine muffige Wärme. Die Räume waren überheizt. Sie erschienen mir ziemlich groß. Die einzelnen Zimmertüren zweigten von der Diele ab.

Vier zählte ich. Für eine Person ziemlich viel, hier hätte er besser eine Familie mit Kindern untergebracht.

»Ich darf vorgehen?«

»Darum bitte ich.«

Er ging auf den Wohnraum zu und schlich wie jemand, der einen Verfolger im Nacken spürte. Dabei war ich ziemlich harmlos. Aus Neugierde warf ich einen Blick ins Bad, dessen Tür ein wenig offenstand.

Es war schwarz gekachelt. Die hinter Glas steckenden Poster nackter, junger Männer bewiesen mir, welche Vorlieben dieser Lional Drake besaß. Mir war es egal, wie jeder sein Leben einrichtete. Ich hatte es gelernt, tolerant zu sein.

Drake wartete auf mich im Wohnraum mit ausgebreiteten Armen.

»Hier fühle ich mich wohl.«

Ich ging nickend über die Schwelle. Mein Geschmack waren die schwarzen Möbel nicht. Es fehlte einfach die Kontrastfarbe dazu, der Glastisch war es nicht.

Dafür das Bild.

Es hing an der linken Wand, besaß einen pechschwarzen Lackrahmen und war vom Motiv her ansonsten ziemlich grell und bunt.

»Darum geht es, nicht wahr?«

»Klar, Mr. Sinclair. Treten Sie ruhig näher heran und nehmen Sie es unter die Lupe.«

Das tat ich zwar nicht, aber ich schaute schon genau hin. Zu erkennen war nicht viel. Ein Wirrwarr ziemlich düsterer Farben, kreisförmig auf die Leinwand gebracht. Doch das Bild besaß auch einen Mittelpunkt. Ich entdeckte dort eine eckige Geometrie. Ein Dreieck mit violetten Umrissen. Aus ihm hervor schaute eine monströse Fratze, eine Mischung zwischen Gorilla und Panther mit weit aufgerissenem Maul.

Drake hatte sich einen Whisky eingeschenkt. Abwartend schaute er zu, wie ich das Bild betrachtete. Eine Weile ließ er mich in Ruhe und fragte dann: »Was sehen Sie?«

Ich räusperte mich. »Wenn ich ehrlich sein soll, es ist nicht mein Geschmack, aber darauf kommt es nicht an. Eine Frage zuvor. Hat der Maler seinem Werk auch einen Namen gegeben?«

»Ja, er nannte es Höllenschlund.«

Ich verzog den Mund. »Wie sinnig.«

»Es ist seine Interpretation.«

»Und die Ihre?«

Drake trank einen hastigen Schluck. »Ich habe keine bessere gefunden«, gab er zu.

Ich legte meine Stirn in Falten. »Und wegen dieses Bildes sollen Sie also umgebracht werden?«

»Nein, nein, das ist nicht richtig. Das Bild soll mich umbringen, Mr. Sinclair.«

Ich lächelte nicht und überlegte, ob der Mann ein Spinner war oder nicht. Noch hatte ich es nicht auf eine magische Sphäre untersucht. Ich wollte mein Kreuz hervorholen, da unterbrach mich das Klingeln des Telefons. Natürlich war auch der Apparat schwarz.

Drake schreckte zusammen und erbleichte. Das Glas in seiner Hand zitterte so sehr, daß er es abstellen mußte.

»Wollen Sie nicht abheben?« fragte ich.

»Das… das … ist der Anrufer«, flüsterte er. »Ich weiß genau, daß er es ist. Ich kann es fühlen. Ja, ich kann es fühlen, Mr. Sinclair.«

»Dann fragen Sie ihn, was er von Ihnen will.«

»Nein, ich traue mich nicht.«

»Soll ich für Sie reden?«

Heftig nickte er mir zu.

Ich hob ab und meldete mich mit einem neutral geflüsterten »Ja bitte, wer ist dort?«

Ein leises Lachen drang an meine Ohren. »Bist du es, Drake?« Verdammt noch mal, es klang tatsächlich sehr neutral. Auch ich konnte nicht unterscheiden, ob ein Mann, eine Frau oder ein Kind gesprochen hatte. Drake mußte sich ebenfalls so vorgekommen sein.

»Wer sind Sie?«

»Du kennst mich. Ich habe dich schon mehrere Male angerufen. Ich wollte dir nur sagen, daß deine Zeit nun abgelaufen ist, Drake. Sie ist vorbei, die Hölle wartet.«

»Tatsächlich?«

»Ja, Mister. Du hast das Bild, viele haben Bilder. Ihr wußtet nicht, was ihr damals getan habt. Jetzt ist es zu spät.« Den Worten folgte ein schrilles Kichern.

»Sagen Sie mir doch wenigstens, wer…«

Ich sprach ins Leere, denn die unbekannte Person hatte kurzerhand eingehängt.

Nichts mehr zu machen. Langsam drehte ich mich um und sah Drake in einer Haltung auf dem Fleck stehen, die mir überhaupt nicht gefiel. Er starrte gegen das Bild. Die Brille war ihm verrutscht, seine Augen erinnerten mich an die von Fröschen.

»Da…« ächzte er.

Ich schaute hin.

Plötzlich geschah es!

Die Fratze auf dem Bild zuckte, entartete zu einem gewaltigen Höllenmaul, aus dem es herausfauchte, sich gleichzeitig aber ein Sog bildete, der Lional Drake erfaßte und in die Höhe riß.

Dabei blieb es nicht. Der Sog verstärkte sich innerhalb von Sekunden, er riß den Mann zu sich heran und zerrte ihn gnadenlos nicht nur auf

das Bild, sondern auf das Höllenmaul zu, in das er mit dem Kopf zuerst eintauchte…

***

Ich war vielleicht eine Idee zu lange stehengeblieben. Zwar sprang ich noch vor, nur gelang es mir nicht, Lional Drake zu packen. Soeben noch konnte ich ihn berühren, aber die Kleidung rutschte mir zwischen den Handflächen durch.

Das Gemälde schluckte ihn.

Ich hörte seinen Schrei. Er klang laut und gleichzeitig leise, als würde der vor meinen Augen verschwindende Mann in einen tiefen Tunnel hineinbrüllen.

Er war zu einer kleinen Figur geworden, bei dem nur noch die Füße zappelten.

Und tief im Innern des Bildes, vielleicht schon in einer anderen Dimension, erschien ein Gesicht.

Eine grell geschminkte Clownsmaske, mehr eine abstoßende Fratze, ein satanischer Joker, der seinen Triumph deutlich zeigte.

Untätig war ich dennoch nicht geblieben. Ich hatte die Kette über meinen Kopf gestreift. An ihr baumelte meine stärkste Waffe, das Kreuz. Damit attackierte ich das Bild.

Kreuz und Leinwand berührten sich.

Dampf wölkte auf. Ich stand plötzlich in einem magischen Zentrum, umwirbelt von düsteren Farben, hörte schrille Schreie und danach nichts mehr.

Meine Sicht klärte sich. Ich schaute nach vorn und direkt gegen die leere Wand.

Dort hatte einmal das Bild gehangen. Jetzt war nur noch der Rahmen vorhanden.

Nur allmählich beruhigten sich meine aufgepeitschten Nerven. Ich machte mir Vorwürfe, weil ich Drake nicht so recht ernstgenommen hatte. Über meinen Rücken kroch ein Schauer, und wie ein Schlafwandler ging ich im Zimmer auf und ab.

Da hatte die Hölle zugeschlagen oder dämonische Kräfte. Dieser Maler Lorenzo mußte wirklich etwas Besonderes gewesen sein, allerdings auf der negativen Seite.

Ich nahm in einem Sessel Platz und schaute auf den Rahmen. Dabei sah ich auch mein Kreuz an.

Es hatte sich erst erwärmt, als es mit der anderen Magie in Kontakt kam. Jetzt lag es abgekühlt auf meinem Handteller.

Noch einmal rekonstruierte ich die Szene vor meinem geistigen Auge. Die Clownsmaske hatte ich sehr deutlich gesehen. Sie mußte eine bestimmte Bedeutung haben.

Aber welche?

Ich stand wieder auf, untersuchte die Wand und entdeckte keinerlei Spuren. Auch in der übrigen Wohnung nicht. Dieser Drake hatte nur dieses eine Bild mit dem überaus schaurigen Motiv besessen.

Als ich im Flur stand und noch einmal nachdachte, schlug die Klingel an.

Ich öffnete sehr vorsichtig und hörte einen erschreckten Ruf, als die Frau mich entdeckte.

Auch ich sah sie an, schaute sogar länger hin, denn dieser Anblick war schon etwas Feines und Nichtalltägliches.

Vor mir stand eine Mulattin mit wilder Afrolook-Frisur, mit tiefdunklen Augen und blaß geschminkten Lippen. Auf ihren Wangen zeichnete sich ebenfalls Rouge ab, das die gleiche Farbe aufwies wie der Mantel, der locker um ihre Schultern hing, vorn offenstand, so daß ich den sehr kurzen Rock erkennen konnte. Ein rostfarbener Pullover fiel locker bis zur golden glitzernden Schnalle des dunklen Gürtels.

»Haben Sie mich erschreckt!« hauchte die exotische Schönheit.

»Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Das gleiche Recht habe ich, Mister.« Sie sprach mit einer etwas tiefen Stimme, nicht einmal unübel, wie ich fand.

»Okay.« Ich lächelte. »Mein Name ist John Sinclair.«

»Und?« Sie stellte etwas provozierend ein Bein vor und zeigte mir viel Knie.

»Reicht das nicht?«

Sie wurde etwas unsicher. »Sind Sie ein Bekannter von Lional?«

»So ist es. Und Sie?«

Die Frau strich durch ihre wilde Frisur. »Ich wohne ein Haus weiter. Wir haben uns gut verstanden, wissen Sie. Auch wenn er nicht gerade auf Frauen fliegt.« Jetzt blickte sie mich spöttisch an. »Ich wollte nur fragen, ob ich ihm etwas mitbringen sollte, weil ich gleich in die Stadt zum Einkaufen fahre.«

»Das weiß ich nicht.«

»Wo ist Lional denn?«

»Nur mal eben gegangen. Er wollte etwas besorgen.«

Sie nickte mir zu. »Gut, wenn er zurückkehrt, können Sie ihm sagen, daß ich hier gewesen bin.«

»Gern.«

»Ciao dann.« Sie winkte mir locker zu und verschwand im Halbdunkel des Flurs. Ihre hohen Absätze hinterließen auf der Treppe hell klingende Laute.

Ich schloß die Tür und dachte daran, daß derart aufregende Nachbarinnen auf meinem Flur nicht wohnten. Der Besuch dieser Person hatte mich von den eigentlichen Problemen abgelenkt. Wieder an sie erinnert wurde ich beim Anblick des Telefons.

Sir James befand sich im Büro und hob schon nach dem zweiten

Klingeln ab.
»Na, haben Sie Erfolg gehabt, John?«
»Das kann man wohl sagen, Drake ist wahrscheinlich tot.«
»Ach.«
»Ja, Sir.«
»Wie das?«
Ich berichtete ihm von meinen Erlebnissen, und der Superintendent hörte aufmerksam zu.
»Was werden Sie unternehmen?« fragte er danach.
»Keine Ahnung. Jedenfalls komme ich ins Büro zurück. Hier ist alles vorbei.«
»Gut, John. Ich werde versuchen, mehr über diesen Maler Lorenzo in Erfahrung zu bringen.«
»Danke.«
Nach einem letzten Rundgang verließ ich die Wohnung und stieg draußen in den Rover.
Die Mulattin fiel einfach auf. Nicht nur wegen ihres roten Mantels, auch die übrige Erscheinung war etwas Besonderes. Die stand neben einem kleinen Geschäft, drehte sich aber ab, als sich unsere Blicke trafen, und verschwand im Laden.
Ich dachte mir weiter nichts dabei und fuhr los.
Natürlich drehten sich meine Gedanken um das Verschwinden des Lional Drake. Dämonische Bilder waren für mich im Prinzip nichts Neues. Ich hatte im Laufe der Jahre mit ihnen meine Erfahrungen sammeln können. Aber sie reagierten immer anders. Ich hatte erlebt, daß monströse Gestalten aus den Bildern gestiegen waren und gemordet hatten. Ich hatte auch ihren dämonischen Einfluß kennengelernt und war schon selbst von ihnen geschluckt worden.
Daß ein Gemälde jedoch ein Opfer schluckte und dabei selbst verschwand, war mir neu.
Was steckte dahinter?
Der Maler? Gehört hatte ich noch nie von ihm. Ich konnte nur hoffen, daß Sir James inzwischen mehr über diese Person herausfand.
Denn ihn wollte ich gern kennenlernen.
Bis ich mich durch den Verkehr gequält hatte, verging natürlich auch Zeit.
Erst in der offiziellen Mittagspause erreichte ich das Yard Building und fuhr sofort hoch zum Büro meines Chefs. Auf dem Gang traf ich Suko, der aus einer fettigen Tüte die letzten Reste der Fish & Chips in sich hineinschaufelte, sein mittägliches Mahl.
Ich schüttelte den Kopf. »Daß du so etwas essen kannst«, beschwerte ich mich.
Suko warf die Tüte in einen Papierkorb. »Mach mich nicht an. Ich verspürte plötzlich einen wahnsinnigen Hunger auf das Zeug, wenn du

verstehst…«
»Nein.«
An einer Serviette wischte er sich die fettigen Hände ab. Dann ging er weiter.
Ich blieb ihm auf den Fersen. Sir James telefonierte noch. Suko setzte sich, ich schaute aus dem Fenster in den bleigrauen Himmel über London. Ein Flugzeug zog seine Bahn.
Dann spitzte ich die Ohren, als unser Chef sagte: »Sie sind sich also sicher, daß der Maler tot ist?«
Ich drehte mich um. Auch Sukos Haltung war gespannt. Wir sahen, daß unser Chef nickte. Dann notierte er sich etwas, bedankte sich und legte den Hörer auf.
Ich hatte mich inzwischen gesetzt und schaute gegen die Faltenstirn des Superintendenten. »Es ist ein Kreuz«, sprach er uns an, die Hände dabei wie zum Gebet gefaltet. »Aber ich kann Ihnen versichern, daß Lorenzo, der Maler, tot ist.«
»Wann gestorben?« fragte ich, »und wie?«
»Das ist eine Geschichte für sich. Vor einigen Monaten geschah es. Nicht in London, sondern in Plymouth. Er trat dort auf; er war ein bekannter Schnellmaler. Vor Publikum zeichnete er innerhalb von Minuten seine Bilder. Alles Motive, die uns wohl nicht passen würden, denn sie stellten seine alptraumhaften Phantasien dar. Seinen letzten Auftritt zog er besonders gut durch. Er brachte sich nämlich selbst um.«
»Was?«
»Ja, mit einer goldenen Nadel, die er zuerst in seinen Hals stach und anschließend in seine Brust.«
Suko und ich schauten uns an. Wir hatten viel erlebt, das gehörte zu den härtesten Dingen.
»Was noch?« fragte der Inspektor.
»Nichts mehr, Suko, fast nichts. Die Bilder lösten sich auf, und das gleiche geschah mit unserem Freund.« Sir James beugte sich vor.
»So, John, jetzt sind Sie an der Reihe.«
Da Suko noch keinen Bescheid wußte, berichtete ich ihm, was mir widerfahren war.
Mein Freund lachte. »Bist du da tatsächlich mit heiler Haut wieder herausgekommen?«
»Wie du siehst, ja.«
»Das Bild ist weg«, murmelte er. »Frage: Wo können wir es denn finden?«
»In der Hölle«, murmelte ich.
Sir James winkte ab. »Auch wenn Sie möglicherweise damit nicht ganz unrecht haben, John, es gibt da eine Sache, die mich viel mehr stört. Wir müssen davon ausgehen, daß nicht nur Drake ein Bild dieses

Künstlers gekauft hat.«
Ich begriff. »Klar, dann sind andere Käufer ebenso in Lebensgefahr.«
»Ja.«
Zu dritt wurden wir blaß. Wenn wir daran dachten, daß dieser sehr produktive Schnellmaler hundert oder mehr Bilder verkauft hatte, kam das einer Katastrophe gleich. Ich spürte auf meiner Stirn den Schweiß und auch den Klumpen im Magen.
Mit belegt klingender Stimme erkundigte sich Suko, ob man eventuell herausfinden könnte, wer alles Bilder von diesem Lorenzo gekauft hatte.
Sir James verneinte. »Unmöglich, denn die Arbeiten sind nicht über die Galerien veräußert worden.«
»Dann sitzen wir in der Tinte.«
»Richtig, Suko.«
Und ich murmelte: »Fröhliche Weihnachten«, weil ich daran dachte, daß wir in vier Tagen Heiligabend hatten.
»Bleiben Sie beim Thema, John!«
»Okay, Sir. Ich möchte noch einmal auf den Selbstmord des Malers zurückkommen. Welche Spuren haben unsere Kollegen gefunden?«
»Keine.«
»Das gibt es nicht.«
»Ich habe mir die Protokolle vorlesen lassen. Sie werden uns gleich gebracht. Dem Computer und der Fahndung sei Dank. Es sieht tatsächlich böse aus.«
»So viele Zeugen.«
»Plus Assistentin«, sagte Sir James. »Denn diese Dame, die sich Capri nannte, ist ebenfalls verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt.«
»Hat man nach ihr gefahndet?«
»Ja. Da ist nichts herausgekommen, wie ich in Erfahrung brachte. Dabei war sie eine außergewöhnliche Frau. Dunkelhäutig, eine Mulattin, sie mußte auffallen.«
Wie von der Sehne geschnellt, sprang ich in die Höhe. Darüber erschreckte sich sogar Suko.
»Was ist denn?«
Im Stehen hämmerte ich mir die flache Hand gegen die Stirn.
»Verdammt, eine Mulattin.«
»Das gibt es nicht«, flüsterte Sir James.
»Doch.« Ich ließ mich wieder auf den Stuhl fallen. »Das gibt es schon, Sir.«
In den nächsten zwei Minuten berichtete ich von meiner Begegnung mit der Frau im roten Mantel. »Ich bin sicher, daß es sich dabei um diese Capri gehandelt hat.«
»Nannte sie einen Namen?«
»Nein, Sir.« Ich war sauer bis unter die Augenbrauen. Da hatte ich

die Chance gehabt, der rote Faden befand sich in meiner Hand, ich aber hatte ihn losgelassen.
»Hellsehen kann eben keiner von uns«, meinte Sir James. Es war nur ein schwacher Trost.
»Capri heißt die Dame«, sagte Suko. »Haben wir über sie etwas im Computer?«
Sir James schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe schon nachforschen lassen.«
»Sie erklärte mir«, murmelte ich, »daß sie in der Nachbarschaft dieses Lional Drake wohnen würde. Daran glaube ich allerdings nicht. Die hat sich nur davon überzeugen wollen, ob er auch tatsächlich verschwunden war und hatte sich wirklich ausgezeichnet in der Gewalt, als sie mir plötzlich gegenüberstand.«
»Könnte sie die Person gewesen sein, die Mr. Drake einige Male angerufen hat?«
Ich nickte meinem Chef zu. »Durchaus, denn Drake hat nicht feststellen können, ob es sich bei dem Anrufer um einen Mann oder eine Frau handelte. Die Stimme klang neutral.«
Suko schaute mich von der Seite her an. »Wie erklang denn ihre wahre?«
Ich hob die Schultern. »Einige würden sie als sexy bezeichnen, die anderen als rauchig. Ich empfand sie als etwas zu tief für eine Frau. Wie dem auch sei, sie ist uns entwischt, und sie wird sich über meine Dummheit ins Fäustchen gelacht haben.«
»Dann hätte sie wissen müssen, wer du bist, John. Hast du ihr deinen Namen gesagt?«
»Nur ihn, keinen Beruf.«
Sir James breitete die Arme aus. Eine unbefriedigende Geste für das Ende eines Gesprächs. »Ich habe eingesehen, daß wir so nicht weiterkommen. Wir werden uns eben auf die Bilder und deren Käufer konzentrieren müssen. Die einzige Chance.«
»Falls wir die finden. Oder sollen wir eine Annonce in die Zeitung setzen, damit sich die entsprechenden Personen melden?«
Sir James senkte den Blick. »Wenn ich ehrlich sein soll, gefällt mir die Idee sogar.«
Ich lächelte. »Das war mehr als Spaß gemeint.«
»Nein, wir könnten es schaffen, daß die Annonce morgen in den führenden Londoner Zeitungen steht.«
Suko nickte. »Ich bin dafür.«
Mir blieb jetzt nichts anderes übrig, als meine Zustimmung zu geben.
Sir James nickte uns zu. »Ich werde das erledigen. Wir können nur hoffen, daß die Zeit ausreicht und es zuvor nicht noch zu weiteren Taten kommt.«
»Wie sieht es mit einer Fahndung nach der Mulattin aus?«

»Wäre nicht schlecht, John.« Sir James nickte mir zu. »Erledigen Sie das mit den Kollegen unten. Eine stille Fahndung ist besser als gar keine.«

Der Ansicht war ich ebenfalls, obwohl ich nicht viel Hoffnung besaß, was den Erfolg dieser Suche anging. Andererseits haben uns schon oft die kleinen Dinge geholfen, um den großen Erfolg zu erreichen…

***

Littleport lag auf dem »platten« Land!

Das Wort platt war durchaus wörtlich zu nehmen, denn in der Umgebung gab es weder Berge noch Hügel, nur die flachen Wiesen und Äcker, die ab und zu durch kleine Waldstücke unterbrochen wurden.

Was Littleport dennoch relativ interessant machte, war die Nähe zu der weltberühmten Universitätsstadt Cambridge, denn dieser bekannte Ort lag knapp fünfzig Meilen südlich.

Und noch eine Besonderheit wies Littleport auf. Genau durch den Ort führte eine breite Straße.

Kein Motorway, aber auch nicht weit davon entfernt. Es war die Schnellstraße mit der Bezeichnung Nr. 10.

Sie hatte man bis kurz hinter Littleport ausgebaut und zerschnitt nun, trotz aller Einwohner-Proteste den Ort in zwei Hälften.

Nicht daß der eine Teil zu einer bevorzugten Wohngegend geworden wäre, nein, die Menschen verteilten sich, und da spielte es auch keine Rolle, welch einem Beruf sie nachgingen, zudem wohnten sowieso einige Universitätsdozenten in Littleport, weil Cambridge total überfüllt und Wohnungen Mangelware waren.

Besondere Vorfälle hatte es in Littleport nicht gegeben, abgesehen vom Bau und der Erweiterung der Straße.

Das aber sollte sich ändern.

Noch merkte kein Bewohner etwas davon. Der Dezember hatte sehr kalt angefangen, dann war die Wärme gekommen mit ihren frühlingshaften Temperaturen, die hatten der Insel zudem den großen Sturm beschert, wobei Littleport davon verschont geblieben war.

Zwar hatte es einige umgeknickte Bäume gegeben, doch an den Häusern hatte es keinerlei Beschädigungen gegeben.

Der weiße MG, der an diesem späten Nachmittag auf den Ort zuraste, war älter als seine Fahrerin. Er gehörte zu den Autos, für die man bereits Liebhaberpreise bezahlte, und die Frau hinter dem Lenkrad hätte ihn auch für das fünffache der ursprünglichen Summe nicht abgegeben. So sehr hatte sie sich an dieses Fahrzeug gewöhnt.

Sie kam von Cambridge und jagte mit ihrem weißen Pfeil auf vier Rädern dem Ort entgegen.

Fast leer lag die Straße vor ihr. Andere Wagen schienen sich

verkrochen zu haben, aus Respekt vor ihrem alten Bruder und damit er freie Bahn hatte.

Die Fahrerin gab kräftig Gas. Um Tempolimits hatte sie sich nie gekümmert und damit bisher Glück gehabt.

Unter den hohen, flachen, grauen Wolken, die der Wind über den Himmel trieb, huschte sie hinweg. Der Wagen lag gut auf dem Asphalt. Wie eine Flunder jagte er über die mausgraue Bahn.

Die Fahrerin hatte das Licht eingeschaltet und der breite, helle Teppich floß vor dem Fahrzeug her. Kein Hindernis stellte sich ihr in den Weg, so konnte sie den Fuß auf dem Gaspedal behalten.

Locker und lächelnd saß sie hinter dem Lenkrad. Diese Frau wußte sehr gut, was sie in Littleport erwartete, denn dort befand sich jemand, der sich sehr bald wundern würde.

Die Landschaft flog vorbei. Viel war es nicht. Flache Wiesen, Weiden und Äcker. Manche Kühe standen noch dort, selbst sie wirkten bei dieser Witterung traurig.

Das störte die Frau nicht. Im Gegenteil, ihr kam der Himmel zugute. Sie mochte diese Weite, die sich trotz der zahlreichen Wolken präsentierte.

Immer wieder schaute sie hoch, als suchte sie dort einen bestimmten Gegenstand, doch die Wolken verdeckten das meiste. Sie gaben weder Sonne noch Mond frei, bis zu dem Zeitpunkt, als sich die Frau nur mehr eine halbe Meile von Littleport entfernt befand.

Da zuckten plötzlich Blitze aus den Wolken. Die langen Lanzen besaßen eine ungewöhnliche Farbe, nicht gelb und hell, sondern mehr ins Grünviolette hineinschimmernd.

In der Luft blieben sie stehen. Von zwei Seiten waren sie aus dem Himmel gefahren und vereinigten sich praktisch in Dachhöhe über der Fahrbahn zu einem blaugrünen Oval.

Die Frau nahm den Fuß vom Gas, sie schaltete zurück, der Wagen rollte sehr langsam weiter, und das Gesicht der Fahrerin verzog sich zu einem Lächeln.

Sie wußte genau, was folgen würde, denn das Oval blieb nicht grundlos über der Fahrbahn stehen.

Etwas bildete sich in seinem Innern. Sehr bunt und auch sehr grell.

Etwas, das wie ein Kopf aussah, nein, wie ein geschminktes Clownsgesicht. Weiße, graue und rote Farben zeichneten sich auf dem Gesicht ab, wobei die Augen einen besonderen Blick bekommen hatten, da sie durch die Schminke an den Rändern noch deutlicher hervorgehoben wurden.

Lorenzos Gesicht mit einem zu einem breiten Grinsen verschobenen Mund, der sich noch weiter verzog und wo die Haut plötzlich wegplatzte, als wäre der Schädel explodiert.

Im nächsten Augenblick schwebte ein anderer Gegenstand innerhalb

des Ovals.

Ein Totenkopf!

Kein normaler, nicht bleich oder blaß, dafür riesig und an der rechten Seite einen grünen Anstrich zeigend, als wäre er dort ebenfalls geschminkt worden.

Bei einem normalen Totenschädel sind die Augen leer, man kann in sie hineinschauen.

Dieser gab sich anders. Augen- und Nasenöffnungen glühten regelrecht wie lange der Schädel über der Straße geschwebt hatte, konnte niemand sagen.

Nach einigen Sekunden allerdings war er verschwunden, und die Frau hinter dem Lenkrad lachte laut auf.

Dann gab sie wieder Gas.

Sie war richtig. Littleport wartete auf sie. Da würden sich einige wundern.

Der Ort empfing sie mit offenen Armen. Das heißt, es gab keine Probleme für sie, ihn zu durchfahren. Erst am Ende, die letzten Häuser lagen schon weit hinter ihr, riß die das Lenkrad herum und steuerte den MG in einen schmalen Feldweg, dessen Rillen und Löcher dem Fahrwerk nicht gut taten, doch darauf konnte die Frau keine Rücksicht nehmen.

Sehr weit brauchte sie nicht zu fahren, um eine asphaltierte Straße zu erreichen, die wieder zurück in das Dorf führte. Sie hatte sich dort über einen Agenten ein kleines Häuschen gemietet, in dem sie die nächsten Tage verbringen wollte.

Das Haus lag etwas versteckt. Da sich die Frau nicht auskannte, stoppte sie kurz ab, drehte das Seitenfenster herunter und wandte sich einem jungen Mann zu, der aus einem Geschäft kam, wo er sich mit einem Sandwich eingedeckt hatte, in das er hineinbiß.

»Pardon, darf ich mal stören?«

Der junge Mann bekam große Augen, als er die Person sah. »Sie doch immer, Madam«, sagte er.

»Ich suche ein Haus.«

»Davon gibt es viele, Madam.« Er hatte sich vorgebeugt, ihre Gesichter befanden sich ziemlich dicht zusammen. Jeder konnte den anderen genau erkennen.

»Aber ein bestimmtes.«

»Wen wollen Sie denn besuchen?«

Die Fahrerin schüttelte den Kopf. Sie schaute dem Mann tief in die Augen. »Ich möchte hier niemand besuchen, Mister. Ich habe ein kleines Haus gemietet, um einige Tage ausspannen zu können.«

»Das ist nicht schlecht.«

»Die Adresse ist Bleeker Street Nummer 8.«

Der Mann lachte. »Da haben Sie aber Glück. Sie brauchen nur

zweimal um die Ecke zu fahren, rechts herum.«
»Danke.«
»Ich heiße übrigens Hastings, Frank Hastings. Wenn Sie länger bleiben, werden wir uns sicherlich über den Weg laufen.«
Sie nickte. »Das schätze ich auch.« Die Frau lächelte knapp und fuhr wieder an.
Hastings hatte einen trockenen Mund bekommen. Ist das ein Weib, dachte er. Mann, ist das ein Ereignis! Er strich über sein Haar und ärgerte sich, daß er noch einmal Nachtschicht hatte. Sehr rasch lief er zu seinem Wagen und startete.
Die Frau aber hatte mittlerweile das von ihr angemietete Haus erreicht. Es war in Fertigbauweise hochgezogen worden, und der Schlüssel lag, wie versprochen, unter der Matte.
Sie schloß auf, betrat den Bau und schnüffelte. Der muffige Geruch gefiel ihr nicht. Im unteren Wohnraum öffnete sie die beiden Fensterflügel und ließ frische Luft herein. Ihr Blick fiel, über das freie Feld und endete erst am dunklen Saum eines Waldes.
Alles wirkte sehr friedlich, fast verschlafen. Das allerdings würde sich ändern, und dabei wollte die Frau mithelfen…

***

Die Kollegen grinsten, als Frank Hastings den Umkleideraum betrat, dazu noch ziemlich atemlos. Die Metalltür fiel so heftig hinter ihm zu, daß er sich erschreckte.
»Was ist los? Habe ich was an mir?«
»Klar, Junge, den Geruch der weiten Welt.«
»Klar, wer in Littleport wohnt, der ist eben etwas Besonderes. Das habe ich schon immer gesagt.« Er öffnete seine Spindtür und begann mit dem Umziehen.
Wieder einmal nahm er sich vor, den Dienst entweder zu quittieren oder sich nach Cambridge versetzen zu lassen. Die Fahrt von Littleport nach London, wo er bei der Metropolitan Police arbeitete, dauerte stets verdammt lang, auch wenn das Revier im äußersten Norden der Stadt lag und er einen günstigen Motorway-Anschluß besaß.
Andererseits konnte er froh sein, den Job bei der Polizei bekommen zu haben. Andere hätten sich danach die Finger geleckt, worüber er sich beschwerte.
Jetzt war Schichtwechsel, eine Viertelstunde später saßen sie beisammen und hörten die Erklärungen ihres Vorgesetzten, der seinen Bericht mit einem Lächeln und den Worten begann: »Laßt uns beten, daß es so bleibt.«
»Wie meinen Sie das, Sergeant?«
»Es war ruhig am Tag. Das Wetter, der Regen, da kommt einiges zusammen. Die Menschen sind in den Häusern geblieben oder haben

sich«, er hob den Kopf und grinste noch breiter, »einfach mal gut benommen, weil bald Weihnachten ist.«

Hastings fragte: »Gab es keinen Überfall und keinen Mord?«

»Nicht in unserem Revier. Nur einige Kleinigkeiten.« Der Sergeant lachte. »Sogar einen Diebstahl auf dem Weihnachtsmarkt hat jemand angezeigt.«

»Wer denn?«

»Eine alte Lady. Man hat ihr eine Tüte mit Popcorn aus der Hand gerissen.«

Die Beamten mußten lachen, während ihr Vorgesetzter in den vorhandenen Papieren blätterte, plötzlich eine Hand hob und mit veränderter Stimme erklärte: »Da ist noch etwas!«

Seine Untergebenen warteten gespannt. Der Sergeant machte es ziemlich spannend. »Es geht um eine Frau.«

»Gut«, murmelte ein junger Kollege.

Der Vorgesetzte zog einen Bogen Papier aus den Unterlagen hervor. Er betrachtete die Vorderseite. »Eine Mulattin, nach ihr läuft eine stille Fahndung. Ich habe hier zwar kein Bild vorliegen, aber eine Zeichnung, die nach der Aussage eines Zeugen gemacht wurde.«

Einer der Constabler winkte ab. »Das kennt man doch. Aussagen von Zeugen taugen…«

Über den Rand seiner Lesebrille hinweg schielte der Sergeant auf den Sprecher. »Dieser Zeuge ist zufällig ein Kollege von uns. Er arbeitet beim Yard, ist Oberinspektor, heißt Sinclair…«

»Und wird Geisterjäger genannt, nicht wahr?« vollendete einer der Constabler.

»Richtig, Mr. Wilbirn. Sie sind gut informiert.«

»Das muß man auch sein, Sir.« Wilbirn war der jüngste Kollege im Kreis. »Aber ich glaube trotzdem nicht an Dämonen und all dieses Zeug.«

Der Sergeant hob die Schultern. »Das bleibt Ihnen überlassen, Mr. Wilbirn. Ich jedenfalls habe die Aufgabe, die etwas weniger guten Steckbriefe an Sie zu verteilen.« Er gab sie dem neben ihm stehenden Kollegen, und der reichte sie weiter.

Die Kopien waren diesmal relativ gut ausgefallen. Besser jedenfalls als in der Regel. Jeder schaute sich seine Kopie an, man prägte sich die Züge ein und reagierte ansonsten ziemlich gelassen – bis auf einen.

Frank Hastings saß auf dem Stuhl, als hätte jemand die Fläche mit Leim bestrichen. Leicht vorgebeugt hatte er seinen Kopf und starrte die Kopie an.

Auch den anderen fiel dies auf. Hastings reagierte nicht, als er angestoßen wurde, erst als der Sergeant ihn mit ziemlich lauter Stimme fragte, was er habe, holte er tief Luft und schaute seinem Vorgesetzten in die Augen.

»Sir, wenn mich nicht alles täuscht, dann kenne ich die gesuchte Person.«

»Wie bitte?«

»Ja.« Er nickte heftig. »Ich bin mir sogar sicher, daß ich sie gesehen habe.«

Andere lachten. Einer aus der Runde meinte: »Hast du derart tolle Puppen an der Hand?«

»Nein, das nicht. Ich glaube, daß ich sie heute gesehen habe, Sergeant.«

»Wo?«

»Nicht hier in London.« Hastings stand auf und starrte ins Leere.

»Das war in Littleport, meinem Heimatort. Diese Frau hat mich angesprochen, bevor ich losfuhr.«

»Was wollte sie denn? Dich anmachen?«

»Hören Sie auf, Wilbirn.«

Hastings schüttelte den Kopf. »Sie sprach mich zwar an, aber sie wollte mich nicht anmachen, wenn ihr versteht. Sie erkundigte sich nach einem Haus, das sie gemietet hatte.«

»In Littleport?«

»Ja.«

Der Sergeant räusperte sich, bevor er noch einmal nachfragte:

»Sind Sie sicher, die Person gesehen zu haben? Können Sie das eventuell beschwören, Hastings?«

»Das kann ich nicht, aber das Gesicht war schon ziemlich einprägsam, finde ich.«

»Für mich sehen da viele gleich aus«, meinte ein Kollege. »Aber wenn du das sagst, wirst du schon recht haben.«

»Dann wäre es am besten, wenn Sie den Geisterjäger John Sinclair anrufen«, schlug der Sergeant vor.

»Das muß ich wohl.«

»Lassen Sie mal«, sagte Hastings Vorgesetzter lächelnd, »das erledige ich schon…«

***

Zusammen mit Suko war ich in das Revier der Metropolitan Police gefahren, wo der junge Kollege auf uns wartete und einen ziemlich nervösen Eindruck hinterließ.

Durch unsere etwas lockere Art und Weise schafften wir es, ihm die Nervosität zu nehmen und dafür zu sorgen, daß er redete. Wir hörten seiner Geschichte genau zu, ohne ihn durch Kommentare oder Hinterfragen zu unterbrechen. Später wollten wir dann Einzelheiten wissen. Da ich die Person ebenfalls gesehen hatte, kam ich auf Details zu sprechen, die mir bei ihr aufgefallen waren. Da war vor allen Dingen die Kleidung. Als Polizist lernt man, Menschen gut zu

beobachten und sich gewisse Dinge einzuprägen.
»Was ist Ihnen denn an der Kleidung dieser Person aufgefallen, Mr. Hastings?«
»Sie war nicht normal.«
»Wie meinen Sie das? Können Sie vielleicht beschreiben, was sie getragen hat?«
»Ja, natürlich.« Er nickte. »Ich glaube schon. Jedenfalls trug die Frau Sachen, die auffallen, wenigstens in Littleport.« Dann folgten Sätze, die mich nicht nur die Ohren spitzen ließen, bei denen mir klar wurde, daß es sich tatsächlich um ein- und dieselbe Person handelte. Der Mantel war einfach zu auffallend gewesen.
»Ja, das ist sie«, sagte ich zu Suko gewandt, der leicht den Kopf schüttelte, weil er noch immer nicht fassen konnte, daß es uns gelungen war, die Person zu finden.
»Aber was will sie in einer kleinen Stadt wie Littleport?«
»Ich habe keine Ahnung. Können Sie sich einen Grund vorstellen, Mr. Hastings?«
»Nein, Sir.«
»Überlegen Sie genau, Mr. Hastings. Gibt es in Ihrem Ort etwas Besonderes?«
»Nicht, daß ich wüßte.«
»Mit der relativen Nähe von Cambridge wird es wohl nichts zu tun haben – oder?«
»Bestimmt nicht, Inspektor. Wir leben in Littleport so vor uns hin. Das ist ein ruhiger Flecken Erde. Es wohnen manche Unidozenten noch bei uns, auch ein paar Studenten, aber sonst wüßte ich nicht, was an Littleport außergewöhnlich wäre. Tut mir wirklich leid, wenn ich Ihnen da nicht helfen kann.«
»Und doch muß diese Frau einen Grund gehabt haben«, murmelte Suko. »Wissen Sie die Anschrift noch, nach der sich die Person bei Ihnen erkundigt hat?«
»Bleeker Street 8.«
»Das behalten wir.« Suko schaute mich an. »Wann, meinst du, sollen wir fahren?«
»Morgen früh.«
»Ich könnte ja vorfahren«, meinte Hastings. »Ich muß ja sowieso hin. Nur müssen Sie dann sehr früh auf den Beinen sein.«
»Wird schon klappen.«
Hastings hob die Schultern. »Sorry, daß ich Ihnen nicht mehr sagen konnte, aber ich hätte noch eine Frage. Was hat die Person eigentlich verbrochen, daß sie auf Ihrer Liste steht?«
Ich lachte leise. »Sie werden mir kaum glauben, Mr. Hastings, aber wir wissen selbst nicht, was diese Person verbrochen hat. Sie steht bisher in einem gewissen Verdacht.«

»Geht es um…« er zögerte etwas, »um Geister oder Dämonen, Sir?«

»Das wissen wir auch nicht. Es könnte sich aber etwas in dieser Richtung zusammenbrauen.«

»Das kann ich nicht glauben. Bei uns in Littleport?« Er schlug sich vor die Stirn. »Unmöglich.«

Ich stand auf. »Sagen Sie das nicht, Mr. Hastings. Wir haben unsere Erfahrungen sammeln können und nicht nur gute.« Ich schaute auf die Uhr. »Für Sie wird es Zeit, für uns ebenfalls. Wir werden morgen pünktlich hier sein und Sie abholen.«

»Danke, Sir.«

Mit gemischten Gefühlen verließen wir das Revier. Draußen schaute Suko gegen den Himmel. Es war wieder warm geworden, und der Wind wehte in unsere Gesichter. »Littleport, John, hast du je etwas von diesem Ort gehört?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

Als ich später im Bett lag und in einen leichten Schlaf gefallen war, sah ich vor mir ständig das Gesicht der Mulattin, deren Mund mich diabolisch anlächelte…

***

Dr. Harold Moore gehörte zu den Menschen, denen man den Wissenschaftler ansah. Er machte einen etwas verwirrten Eindruck, lief ziemlich nachlässig gekleidet herum und war immer dann sehr froh, wenn er allein war, die Uni hinter sich gelassen hatte, keine Studenten sah und sich in seinem Haus aufhalten konnte.

Dort wohnte er mit seiner Frau Ellen und dem Sohn Larry. In Littleport kannte man die Familie Moore, besonders Ellen und Larry waren integriert und gerade in der Vorweihnachtszeit fast jeden Abend unterwegs. Ellen gehörte zu den Frauen, die in ziemlich vielen Vereinen mitmischten. Dementsprechend viele Weihnachtsfeiern wurden vor den Tagen auch durchgeführt.

Larry traf sich am Abend mit seinen Freunden. Einen Siebzehnjährigen konnte man nicht einfach zu Hause halten. So hatte Harold Moore an den Abenden Zeit, sich seinen Studien zu widmen.

In Cambridge unterrichtete er Kunst und Kunstgeschichte. Er liebte vor allen Dingen die Malerei und hatte sich nicht auf eine Stilrichtung festgelegt. Er sammelte querbeet. So kam es, daß es in seiner Wohnung an den Wänden aussah wie in einem Museum, was glücklicherweise seine Frau und seinen Sohn nicht störte.

Beim Abschied hatte Ellen nicht gesagt, wann sie wiederkommen würde. Jedenfalls noch vor Mitternacht.

»Ja, ja, schon gut. Ich kann mich auch allein beschäftigen.«

»Leider«, murmelte Ellen nur und war gegangen.

Der Wissenschaftler aber zog sich zurück in sein Arbeitszimmer.

Auch dort hingen Bilder über Bilder. Eines allerdings fiel aus dem Rahmen. Nicht weil es modern war, nein, das Motiv paßte einfach nicht zu den anderen, denn es zeigte das bunte Gesicht eines Clowns. Es war noch nicht einmal lustig anzusehen, wie man es von den Clowns in einem Zirkus her kannte, wer das Gesicht genauer betrachtete, mußte es als böse einstufen.

Der Meinung war auch Ellen Moore gewesen, als ihr Mann das Bild gekauft hatte. Sie hatte es sich verbeten, daß es im Wohnraum aufgehängt wurde, so war es dann im Arbeitszimmer des Mannes zu Ehren gekommen und hing so, daß Moore es direkt anschauen konnte, wenn er hinter seinem dunklen Schreibtisch saß.

Der weiße, übergroße Mund, die grauen Wangen, die rot-violetten Augen, das alles sah schon ziemlich düster aus. Man konnte ihn auch nicht als einen traurigen Clown ansehen, eher als einen bösen.

Einen Clown, der zugleich grausam war.

Aber Moore hatte das Bild einfach haben müssen. Besonders weil es ein Selbstbildnis des Malers Lorenzo zeigte. Dieser Mann hatte es geschaffen, er war auf seinem Gebiet einer der besten, denn er gehörte zu den Schnellmalern und schaffte es gleichzeitig noch, eine gewisse Kunst zu entwickeln, denn seine Bilder verkaufte er als Spiegelbild seiner Seele. Die Motive waren eben das, was sein Unterbewußtsein produzierte. Düstere Szenerien, die dunklen Welten der Seele, die in die Höhe schwemmten und das normale Bewußtsein überspülten.

Sogar mit seinen Studenten hatte Moore über das Phänomen Lorenzo diskutiert, war bei ihnen allerdings auf Unverständnis gestoßen. Sie lehnten diesen Künstler ab.

Durch die Nase holte Moore Luft. Er schnaufte immer, wenn er sich mit gewissen Gedanken beschäftigte.

Auch jetzt dachte er über Probleme nach. Sie bezogen sich auf die Schule. Man hatte ihm da einen Vorschlag gemacht, den er nicht ablehnen konnte. Er sollte Chef eines kleinen Museums in Cambridge werden. Das hätte seinen Lehrbetrieb etwas reduziert, was ihn nicht weiter störte, denn ein Museum zu leiten, war schon immer sein Traum gewesen.

Allerdings wäre er dann nicht so oft privat gewesen, die Verpflichtungen auf gesellschaftlicher Ebene hätten zugenommen, aber da war seine Frau ja auch entsprechend aktiv.

An diesem Abend ging es ihm nicht besonders gut. Dr. Moore gehörte zu den wetterfühligen Menschen, besonders die Wärme im Dezember störte ihn gewaltig. Da bekam er Herzrasen, manchmal Kopfschmerzen, dann wurde ihm auch hin und wieder nach dem Aufstehen übel, nein, die Temperaturen waren nichts für ihn.

Er mußte einfach Kälte und Schnee haben, dann fühlte er sich wohl.

Außerdem fand er es in den Räumen allzu heiß, aber die Heizung ausdrehen, wollte er auch nicht.

Moore saß am Schreibtisch, schaute nach vorn und mußte praktisch das Clownsgesicht ansehen. Er konnte ihm nicht entweichen.

Der Mund war widerlich verzogen. An den Winkeln stand er hoch, als hätte sich das Grinsen in seine Haut gefressen. Die grauen Falten und die rot-violett geschminkten Augen ließen das Gesicht noch scheußlicher erscheinen, wobei die Augen ihren Ausdruck wechselten, je nachdem, wie das Licht auf das Gemälde fiel. Da konnte man schon das Gefühl haben, es würde anfangen zu leben.

Es hatte Zeiten gegeben, wo sich Moore vor dem Bild regelrecht gefürchtet hatte, aber die lagen zurück, heute schimpften nur mehr die Mitglieder seiner Familie darüber.

Moore zwinkerte selbst, als ihm einfiel, daß er das Gesicht zu lange angeschaut hatte. Ihm war es vorgekommen, als hätte die Haut gezuckt und der Clown gleichzeitig mit den Augen geblinzelt.

Konnte das sein?

Nein, eine reine Einbildung. Seine überreizten Nerven hatten ihm da einen Streich gespielt.

Das Geräusch eines vorbeifahrenden Wagens riß ihn aus seinen Gedanken.

Er blickte zum Fenster hin und sah dort das bleiche Licht der Scheinwerfer vorbeistreichen. Sekunden später war der ziemlich laut klingende Motor verstummt.

Auf Moores schmales, etwas asketisch wirkendes Gesicht trat ein nachdenklicher Ausdruck. Wenn ihn nicht alles täuschte, hatte der Wagen vor seinem Haus gehalten.

Bekam er noch Besuch?

Eingeladen hatte er niemanden. Von der Uni würde ihn auch keiner aufsuchen, da lag der Betrieb still. Vielleicht hatte sich seine Frau mit einer Person verabredet, das war durchaus möglich.

Er stand auf und war schon auf dem Weg zur Tür, als er den weichen Klang der Türglocke hörte.

Also doch!

Vor der Haustür leuchtete die Lampe. Ihr Licht streute auf das Podest, wo es sich verteilte. Moore öffnete – und zuckte zurück, denn vor der Tür stand eine fremde Frau.

Aber was für eine!

Mulattin war sie, knapp über zwanzig. Sie trug einen roten offenen Mantel, eine wilde Frisur, und Modeschmuck glänzte an ihren Ohrläppchen als zitternde Halbmonde. Der Mund war zu einem abwartend-freundlichen Lächeln verzogen, als sie fragte: »Dr. Moore?«

»Das bin ich.«

»Darf ich hereinkommen?«

Moore strich durch sein grau gewordenes Haar. »Im Prinzip schon, Madam, nur weiß ich nicht, aus welchem Grund Sie mich besuchen wollen.«

»Es geht um Bilder und Kunst.«

»Aha, und worum, genau?«

»Sie besitzen ein Bild des Malers Lorenzo, Mr. Moore? Habe ich recht?«

»Ja, das befindet sich in meinem Besitz.« Er lachte etwas schal.

»Wollen Sie es sehen?«

»Deshalb bin ich hier.«

»Gut, ich habe nichts dagegen, Madame. Ich weiß Ihren Namen leider nicht, deshalb…«

»Nennen Sie mich einfach Capri!«

In Moores Augen trat ein nachdenklicher Ausdruck. Er wiederholte den Namen einige Male und meinte: »Der ist außergewöhnlich. Ich habe ihn trotzdem schon gehört. Kann es sein?«

Ihr Lächeln wurde um eine Spur breiter. »Jeder, der Lorenzos Bilder liebt, muß ihn kennen.«

»Ha, jetzt weiß ich es wieder. Sie sind seine Assistentin.«

»Richtig. Das heißt, ich war es.«

»Sorry, ich hörte vom tragischen Tod des Malers. Tut mir wirklich leid, Miß Capri.«

»Lassen Sie das Miß weg. Das bin ich nicht gewohnt. Wenn ich Sie einen Moment stören könnte? Oder wollen Sie das Bild herholen, damit ich es sehen kann?«

»Nein, nein, natürlich nicht. Pardon, ich bin manchmal etwas nachlässig. Kommen Sie bitte herein.« Er gab den Weg frei, und Capri schwebte an ihm vorbei.

Moore nahm den Geruch eines Parfüms wahr, der ihn deshalb störte, weil er wahrscheinlich länger in den Räumen hängen würde.

Wenn Ellen zurückkehrte, mußte er ihr das erklären.

Capri zog ihren Mantel nicht aus. Sie hatte die Hände in die Taschen gesteckt, war stehengeblieben und schaute sich im Flur um, wo ebenfalls Bilder hingen.

»Da haben Sie ja einiges gesammelt, Mr. Moore.«

»Ich gab mir auch Mühe.«

»Und wo kann ich das Bild des Malers Lorenzo finden?«

»Das habe ich in meinem Arbeitszimmer untergebracht.«

»Ah ja…« Sie lächelte jetzt und schaute den Mann direkt an. »Wissen Sie eigentlich, Dr. Moore, daß Sie das beste Bild erworben haben, das Lorenzo je malte?«

Er winkte ab. »Ach, das sagen Sie nur so. Nein, das kann ich nicht glauben.«

»Doch, doch.« Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter. Jeder Finger

war beringt. »Wenn jemand Erfahrung mit Lorenzo und seinen Bildern hat, bin ich es. Schließlich war ich lange Zeit mit ihm zusammen, wenn Sie verstehen, auch privat.«

»Nun ja…«

Capri drehte sich um. »Ich will Sie auch nicht lange aufhalten, Dr. Moore. Wenn sie mir jetzt…«

»Entschuldigen Sie. Ich darf vorgehen?« Er schlug in Richtung zum Arbeitszimmer ein, und die Mulattin folgte ihm auf den Fuß.

Harold Moore war etwas durcheinander. Der Besuch dieser Frau war für ihn etwas zu überfallartig gekommen. Natürlich hatte er von Lorenzos Tod gehört. Auf der Bühne und vor zahlreichen Zeugen hatte sich der Maler umgebracht. Wenn Zeit blieb, wollte er Capri danach fragen.

Im Arbeitszimmer schaltete er die Deckenbeleuchtung an. Das Licht, tauchte den Raum in seinen warmen Schein, bewahrte allerdings die Natürlichkeit der Bilder. Da wurde keine Farbe verfremdet, ein Rot blieb Rot, ein Gelb blieb Gelb.

Capri tat, als würde sie sich für alle Bilder interessieren. Sie schaute sich sehr genau um, hob einige Male die Schultern und meinte dann: »Eigentlich bin ich sprachlos. Was Sie hier geschaffen haben, das ist schon etwas Außergewöhnliches.«

»Ach, wissen Sie, man gewöhnt sich daran. Ich kann eben ohne meine Bilder nicht leben. Sie sind meine besten Freunde. Ich mag sie halt, das ist alles.«

»Kann ich verstehen, Doktor.« Noch einmal schwang sie herum, der Mantel öffnete sich dabei, und Moore konnte sehen, wie kurz die Frau trug. Ihre dunklen Strümpfe zeigten ein Muster aus kleinen Blumen, farbig, aber nicht zu grell. Sie konnte es sich leisten, kurz zu tragen, denn ihre Beine schienen endlos zu sein.

»Da ist es!« flüsterte sie. Ihre Stimme besaß einen Klang, als hätte sie nur darauf gewartet.

»In der Tat.«

Wie fast alle Bilder des verstorbenen Malers besaß auch dieses einen schwarzen Rahmen. Durch diesen Kontrast zur Farbe trat das Motiv noch stärker hervor.

»Es ist noch immer wunderschön. Wußten Sie eigentlich, daß Lorenzo mir das Bild versprochen hatte?« Bei der Frage schaute sie den Wissenschaftler an.

»Nein, das war mir unbekannt.«

»Es ist aber so.« Sie räusperte sich. »Er hat es mir versprochen, es aber doch verkauft. Schade.« Sie hob die Schultern. »Ich habe mich darüber geärgert.«

»Ich nicht.«

»Das kann ich mir denken.«

Die Mulattin trat auf das Bild zu. In einer genügenden Distanz zu ihm blieb sie stehen und schaute so genau hin, als wollte sie jede Einzelheit noch einmal herauslesen. »Das Bild lebt«, sagte sie leise.

»Was ist?«

»Es lebt, Mr. Moore, denn es ist mit seinem Geist gefüllt. Er hat viel gewußt, er hat fast alles gewußt. Wußten Sie eigentlich, daß er ein Prophet gewesen ist?«

Moore mußte lachen. »Ich habe immer gedacht, er wäre Maler gewesen.«

»Das auch, das auch. Aber er war auch ein Prophet. Er hat mich stets gewarnt und mir auch erklärt, daß es bald eintreten würde.«

»Was denn?«

»Die Rückkehr des Königs der Schrecken.«

»Hm.« Mehr sagte der Wissenschaftler zunächst nicht. Er wußte nicht, wie er reagieren sollte.

»Sie glauben mir nicht?«

»Ich kann es kaum.«

»Warten Sie es ab. Noch zehn Jahre, und der König des Schreckens wird auf der Erde erscheinen. Deshalb sollte man vorbereitet sein. Man sollte so früh wie möglich damit beginnen.«

»Tun Sie das?«

»Ja.«

»Und Ihr Besuch bei mir hängt mit diesen Vorbereitungen irgendwo zusammen?«

»Das haben Sie richtig erkannt, Doktor.«

Er strich über seine Stirn. »Mal ganz im Vertrauen, was habe ich denn damit zu tun?«

»Sie können mir helfen. Nein, Sie müssen mir sogar helfen, denn Sie wollen ja überleben.«

»Das will wohl jeder.«

Capri schaute den Mann fest an. »Das gönne ich Ihnen auch. Um aber zu überleben, müssen Sie sich auf meine Seite stellen und nicht gegen mich arbeiten.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ich möchte etwas von Ihnen haben, Dr. Moore.« Sie lächelte beim Sprechen.

»Wenn ich kann…«

»Natürlich können Sie das. Also, ich möchte etwas von Ihnen haben und will Sie gleichzeitig retten.«

»Vor wem?«

»Vor dem Tod!«

Der Wissenschaftler starrte die dunkelhäutige Frau an und wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. »Sagen Sie mal, wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Überhaupt nicht.«
»Weshalb erzählen Sie mir so etwas?« Seine Stimme klang um eine Idee schärfer.
»Weil Sie nicht mehr länger im Besitz dieses Bildes bleiben dürfen. Es geschieht einzig und allein zu Ihrer eigenen Sicherheit.«
Harold Moore mochte zwar etwas geistesabwesend wirken, diese Erklärungen aber hatten ihn auf die Palme gebracht. Er ballte seine Hände zu Fäusten und sah aus wie jemand, der sich auf seinen Gegner stürzen wollte.
»Tun Sie nichts Unüberlegtes, Mr. Moore.«
»Darm reden Sie nicht so einen Unsinn, Capri.«
»Es ist die Wahrheit.«
»Ich werde Ihnen das Bild nicht geben!«
Die Mulattin reagierte zunächst nicht. Sie schlug nur die Augen nieder und sah aus wie jemand, der erst vor einer Antwort nachdenken mußte. Dann nickte sie. »Ich kann verstehen, daß Sie es nicht abgeben wollen, es ist wirklich außergewöhnlich, deshalb mache ich Ihnen einen Vorschlag. Ich zahle dafür.«
Moore schüttelte den Kopf.
»Mehr als das Doppelte.«
»Auch das nicht, Capri«, erwiderte er spontan. »Sie können machen, was Sie wollen; ich gebe es nicht aus der Hand.«
»Sie sind dumm.«
Moore wurde sauer. »Hören Sie, ich lasse mich in meinem Haus nicht beleidigen. Sie haben gesagt, was Sie wollten, jetzt verschwinden Sie bitte! Aber schnell.«
»Weshalb spielen Sie mit Ihrem Leben?«
»Damit spiele ich nicht.«
»Dann wird Sie das Bild umbringen«, erklärte sie mit dumpfer Stimme. »Es wird Sie töten.«
Zuerst zeigte sich Moore erschreckt. Danach schüttelte er den Kopf. »Nein, so etwas lasse ich mir nicht gefallen, Sie…«
»Es lebt«, flüsterte sie dazwischen. »Das Bild lebt. All seine Bilder haben gelebt oder leben noch. Sie werden ihre Besitzer verschlingen, Moore. Wenn Sie es behalten, sind Sie ein toter Mann. Hüten Sie sich davor, daß der Clown zum Killer wird, mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Hüten Sie sich!«
»Unsinn! Wie soll ein Bild…?«
»Denken Sie an die Prophezeiung. Es hat schon einen Toten gegeben. Er war der Anfang, der erste, Sie aber werden der zweite sein, der sein Leben verliert. Sie haben doch Familie – oder?«
»Das wissen Sie?«
»Ich weiß sehr viel, mein Lieber. Wollen Sie Ihre Familie tatsächlich in den Tod schicken?«

»Hören Sie auf!«
»Geben Sie mir das Bild!« forderte Capri.
»Sie bekommen es nicht, ich bleibe dabei, und das ist auch mein letztes Wort.«
Die Mulattin nickte. Ohne ein Wort zu sagen, verließ sie das Zimmer und auch das Haus. Neben ihrem MG blieb sie noch einmal stehen. »Moore, Sie sind so gut wie tot.« Nach diesen Worten stieg sie ein und hämmerte die Tür zu.
Mit laut aufheulendem Motor schoß sie davon.
Dr. Moore, der im Licht der Außenleuchte stand, schaute ihr nach.
Langsam kroch über seinen Rücken der kalte Schauer. Die Worte der Mulattin hatten ihn stärker beeindruckt, als er zugeben wollte…

***

»Zieh dich an, Alter!«
Suko starrte mich an wie einen Fremden. »Sag mal, was hast du gesagt? Spinnst du?«
»Du sollst dich anziehen!«
»Weshalb denn?«
»Ich habe es mir überlegt.«
»Was hast du dir überlegt?«
»Ich möchte jetzt fahren. Nach Littleport, weil mir eingefallen ist, daß es auf jede Minute ankommen kann. Ich habe so ein verdammtes Gefühl dabei.«
Suko schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht begreifen, das ist einfach zu hoch für mich.«
»Mach schon.«
»Gut, komm rein.«
Wenn es um gewisse Dinge ging, war mein Freund schnell. Mancher Rekrut hätte sich an ihm eine Scheibe abschneiden können, was die Schnelligkeit des Anziehens betraf.
Als er vor mir stand, warf er einen Blick auf die Uhr. »Noch eine Stunde bis Mitternacht.«
»Das reicht aus. Vorausgesetzt, wir nehmen deinen BMW.«
»Nur gut, daß ich ihn aufgetankt habe.«
Nach weiteren Gründen fragte Suko nicht mehr. Ich hätte es an seiner Stelle auch nicht getan.
Wir rollten durch die leere Garage und wenig später durch das nächtliche London.
»Ich konnte einfach nicht mehr schlafen, Suko, die Gedanken drehten sich. Ich mußte immer wieder daran denken, wie Drake vor meinen Augen verschwand.«
»Und weiter?«
»Suko, es kann knapp werden. Drake ist schnell verschwunden, was

ist mit den anderen?«
»Du meinst, daß sie ebenfalls auf diese Art und Weise ihr Leben verlieren?«
»Ja. Schon in dieser Nacht können vielleicht zehn, zwölf Menschen sterben. Deshalb müssen wir unbedingt etwas tun. Wir müssen dagegen steuern, wir müssen vor allen Dingen die Person kriegen, die ich schon gesehen habe.«
»Die Mulattin.«
»Richtig. Wenn sie sich in Littleport aufhält, wird das einen Grund haben. Möglicherweise finden wir dort die gemeinsame Basis. Wenn sie London verlassen hat, um nach Littleport zu fahren, hat sie das bestimmt nicht ohne Grund getan.«
»Da hast du eigentlich recht.«
»Dann verstehst du mich auch?«
Suko lachte und beschleunigte, weil er auf den Motorway auffahren wollte, der um diese Zeit kaum befahren war.
Als Groß-London hinter uns lag, floß der Verkehr noch spärlicher.
»Weißt du, was mir an uns so gefällt?« fragte Suko nach einer Weile.
»Nein.«
»Daß wir beide eben auch mal ohne Schlaf auskommen können. So eine Nacht durchmachen.«
»Stimmt. Nur wäre mir das Durchmachen an einem anderen Ort wesentlich lieber.«
»Wo denn?«
»An der Theke.«
Suko lachte laut.

***

Schon seit einer Stunde wälzte sich Dr. Moore unruhig in seinem Bett hin und her. Neben ihm lag Ellen, die zwar eingeschlafen war, ab und zu aber aufwachte und nach ihrem Mann tastete.
»Was hast du denn?«
»Ich kann nicht schlafen.«
»Hat dich der Besuch dieser Mulattin so aufgeregt? Sie soll sehr exotisch gewesen sein, wie mir Mrs. Blonner von gegenüber sagte.«
»Unsinn, darum geht es nicht. Ich habe dir doch gesagt, was sie von mir wollte.«
»Das Bild kaufen.«
»Genau.«
»Und weshalb hast du es ihr nicht gegeben?«
»Weil ich es behalten will und ich kein Mensch bin, der sich durch Drohungen einschüchtern läßt.«
»Okay, Harold, ich mache dir einen Vorschlag. Du versuchst jetzt, die Augen zu schließen und den nötigen Schlaf zu bekommen. Über alles

andere reden wir später. Morgen sieht es sowieso viel besser aus. Erst einmal eine Nacht darüber schlafen.«

»Wie du meinst, Ellen.«

Mrs. Moore war müde. Sie und Sohn Larry waren fast zur gleichen Zeit eingetroffen. Moore hatte seiner Frau vom Besuch der Mulattin berichtet, ohne auf großes Verständnis gestoßen zu sein. Alles hatte er ihr auch nicht gesagt und sicherheitshalber die Drohung der Frau verschwiegen. Das hätte Ellen nur beunruhigt.

Sie schlief tatsächlich ein. Er hörte es an ihren tiefen, regelmäßigen Atemzügen.

Dr. Moore wartete noch zehn Minuten ab, bevor er sich zur Seite drehte und die Beine über den Bettrand schwang. Seine Füße rutschten in die flachen Pantoffeln, in denen er sich sehr leise bewegen konnte. Bevor er ging, schaute er noch einmal über das Bett.

Seine Frau drehte ihm den Rücken zu. Nur ihr mahagonirot gefärbter Haarschopf war zu sehen, der Körper war unter der Decke verschwunden.

Ellen hätte ihn für verrückt erklärt, wenn er mit ihr über sein Vorhaben geredet hätte. Er aber konnte nicht anders. Er mußte noch einmal in sein Arbeitszimmer gehen und sich das Bild anschauen.

Mitternacht war vorüber. Ängstliche Gemüter hätten von einer Geisterstunde gesprochen, die nun angebrochen war. Das kümmerte den Mann nicht, als er über die Türschwelle huschte.

Im Gang blieb er für einen Moment stehen, weil ihn störte, daß Larry seine Zimmertür nicht geschlossen hatte. Er zog sie leise ins Schloß, damit der Sohn nicht aufwachte, dann erst fühlte er sich befreiter und ging in sein Arbeitszimmer.

Er hatte es betreten, ohne Licht zu machen. Auch im Dunkeln oder mit geschlossenen Augen kannte er sich aus.

Ganz finster war es nicht. In der Dunkelheit zeichneten sich die grauen Rechtecke der Fenster ab. Die interessierten ihn jedoch nicht.

Er drehte sich um, weil er auf das Bild schauen wollte.

Es hing nicht einzeln, sondern bildete den Teil eines Ganzen. Dennoch sah es so aus, als würde es allein hängen, denn von allen Bildern war es das einzige, das leuchtete.

Moore wollte es nicht glauben. Er kam sich vor wie ein Fremder.

Sehr lange schon hatte er das Bild besessen. Wie war es möglich, daß es dieses Leuchten ausstrahlte?

Lebte es tatsächlich? Steckte in ihm wirklich ein Geist, wie die Mulattin erwähnt hatte.

Sehr vorsichtig schritt er auf das Bild zu, den Blick auf die Augen gerichtet.

Aber nicht sie bewegten sich, es waren die nach oben geschminkten Mundwinkel, die zuckten, als wollte ihn der Clownschädel auslachen.

Aber der Rahmen blieb ruhig, nur das Motiv selbst war von einem ihm unheimlich vorkommenden Leben erfüllt.

Er hätte das Bild berühren können, es wäre nichts Besonderes gewesen, plötzlich traute er sich selbst nicht mehr zu. Seine schon vorgestreckte Hand zuckte zurück.

Das Gemälde war ihm unheimlich geworden. Er hatte die Worte der Mulattin nicht vergessen. Sie hatte seinen Tod erwähnt, seinen Absturz. Daß dieses Bild ein fürchterliches Grauen abstrahlte und gleichzeitig leben würde.

Er schluckte. Mit der Zungenspitze fuhr er über seine rissigen Lippen. Der eigene Speichel schmeckte salzig.

Wie konnte das Motiv leuchten? Weshalb verzogen sich die scharf geschminkten Mundwinkel?

Nur der Rahmen blieb ruhig. Auf seiner Oberseite zeigte der schwarze Lack einen matten Glanz. Er hing dort, als wäre er mit der Wand verwachsen gewesen.

Das Gesicht zuckte weiter. Diesmal heftiger. Die Bewegungen blieben auch nicht auf den Mund beschränkt, die breiteten sich aus, erfaßten die Wangen und die Haut auf der Stirn, wo sie ein Muster aus Falten hinterließen.

Moore zwinkerte mit den Augen. Er hörte seinen eigenen schweren Atem, drehte sich um, weil er das Gesicht nicht mehr anschauen konnte. Es war für ihn die Inkarnation des Bösen, ein Gruß aus der Hölle, obwohl er sich den Teufel nicht eben als Clown vorstellte.

Moore wich zurück. Er gehörte zu den Wissenschaftlern und war es gewohnt, Problemen auf den Grund zu gehen und zu versuchen, sie zu analysieren.

Hier kam er nicht mehr mit. Was innerhalb des Rahmens geschah, überstieg sein Begriffsvermögen. Das war einfach zu schlimm, zu unbegreiflich und unerklärlich.

Er ging zur Tür. Es war vielleicht besser, wenn er seine Frau und den Sohn weckte, denn die Gefahr konnte sich möglicherweise ausweiten und das Haus übermannen.

An der Tür drehte er sich, fast schon einem Zwang folgend, noch einmal um.

Das Bild strahlte jetzt.

Helle Farben hatten sich verdichtet, trotzdem wirkte es düster.

Auch das Motiv war ein anderes geworden, denn er glaubte, tief in die Leinwand hineinschauen zu können.

Dort blinkte etwas Goldenes…

Dr. Moore konnte damit nichts anfangen. Außerdem paßte dieses Gold einfach nicht dazu. Ein Clown mit Gold, das war…

Da löste sich der Streifen!

Golden fuhr er schmal, lang, gefährlich und spitz aus dem Bild und

raste genau auf ihn zu.

Moore wollte ausweichen, er zuckte noch zur Seite, mehr schaffte er nicht.

Der Pfeil oder die Nadel erwischte ihn in der rechten Brustseite und blieb dort stecken.

In den nächsten Sekunden stand er unbeweglich. Moore konnte es nicht fassen, ein entsprechender Unglaube zeichnete sich auf seinem Gesicht ab.

Er senkte den Kopf und blickte an sich herab. Die Nadel war tief in seine Brust hineingedrungen, hatte eine Wunde hinterlassen, die glücklicherweise nicht tödlich war. An der anderen Seite wäre es schlimm geworden, da schlug sein Herz.

Dennoch spürte er den Schmerz.

Von einem Punkt aus strömte er fächerförmig durch den gesamten Brustkasten. Der Mann merkte, wie ihm die Beine schwer wurden.

Er hielt den Mund weit offen und saugte die Luft ein. Schwindel erfaßte ihn. Ohne daß er es sich bewußt wurde, ging er ein paar torkelnde Schritte nach vorn und brach plötzlich zusammen.

Hart fiel er auf die Knie, wobei er es schaffte, sich noch mit einer Hand an der Lehne eines Sessels abzustützen. In dieser Haltung blieb er knien.

Moore konnte jetzt direkt auf das Bild schauen, wo das Gesicht des Clowns immer stärker grinste und sich die Augen drehten, als wären sie Räder.

Und noch etwas sah er, das ihn fast an seinem Verstand zweifeln ließ. Aus dem Maul des Schädels strömte zischend ein feiner Rauchstreifen, der genau gegen ihn geweht wurde.

Einige Male atmete er den Rauch tief durch die Nase ein. Wenn ihn nicht alles täuschte, besaß er einen schwefelartigen Geruch, der zudem im Hals kratzte.

Schwefeldämpfe hatte man immer mit dem Teufel in Verbindung gebracht. Dies schon seit altersher.

Sollte etwa hinter dem Gesicht doch der Teufel lauern? Die Mulattin hatte von einem König des Schreckens gesprochen. War damit etwa der Teufel gemeint?

Man hatte ihm viele Namen gegeben, warum nicht auch ihn. Er spürte die Schmerzen in der Brust und wunderte sich über sich selbst, daß er noch so klar denken konnte. In seinem Gehirn funktionierte noch alles, worüber er nicht länger nachdachte, denn das Bild veränderte sich abermals.

Bisher hatte er es nur als ein Clownsgesicht gekannt. Nun verschwand plötzlich die Haut des Gesichts, als wäre sie von kleinen Zangen abgezupft worden.

Es war für Moore unfaßbar, dies mit ansehen zu müssen, doch es

passierte real und war keine Halluzination.

Der Schädel veränderte sich. Die Haut verschwand immer mehr, so daß ein Gerüst aus blanken Knochen zum Vorschein kam. Es war auch nicht blaß oder bleich, sondern von einer türkisen Farbe übergossen, als hätten dünne Pinsel ihre Spuren auf dem bleichen Gebein hinterlassen. In den Augenhöhlen vibrierte ein rötliches Licht, und das Maul war weiterhin verzogen, als würde der Schädel grinsen.

Das war nicht mehr der Clown, das war eine irre Symphonie des Schreckens, die über den Betrachter hineinströmte. Er hatte hier in eine Welt schauen können, die mit der normalen nichts gemeinsam hatte und…

Seine Gedanken stockten. Sein Gehör hatte etwas wahrgenommen, das Geräusch von Schritten.

War Ellen vielleicht erwacht und kam nun, ihn zu suchen? Nein, sie ging anders, und Larry war es auch nicht, dessen Schritte kannte er ebenfalls.

Von außen her stieß jemand die Tür des Arbeitszimmers nach innen. Sehr langsam schwang sie auf, als wollte die Person den Wissenschaftler noch länger im unklaren lassen.

Dann betrat sie das Zimmer.

Moore fuhr der Schreck bis unter die Haarwurzeln, als er die Person anstierte.

Im Zimmer stand die Mulattin!

***

Wieder lächelte sie breit und widerlich. In ihren dunklen Augen lag ein ungewöhnlicher Glanz, als sie den Kopf senkte und den knienden Moore anschaute.

»Ich habe es Ihnen doch gesagt, daß dieses Bild etwas Besonderes ist. Sie haben es nicht glauben wollen. Sie hätten es mir geben müssen, Mr. Moore.«

Er holte so tief Luft, daß seine Lungenflügel schmerzten. Dennoch quälte er sich die Antwort ab. »Nehmen Sie das verdammte Bild. Nehmen Sie es und hauen Sie damit ab…«

»Jetzt ist es zu spät.«

»Wieso…?« Schweiß strömte immer dichter aus den Poren. Er hatte Mühe, die Umgebung noch klar erkennen zu können. »Wieso ist es für mich zu spät?«

Capri kam auf ihn zu. Er sah nur ihre Beine und den Mantel, der wie ein Vorhang zur Seite schwang. »Weil Sie nicht gehorcht haben, Moore. Sie wollten Ihren eigenen Weg gehen, trotz meiner intensiven Warnungen.«

»Ich… ich konnte nicht wissen …«

»Doch, Sie mußten es wissen, Moore. Ich hatte es Ihnen überdeutlich

gesagt.« Sie bückte sich, und Moore bekam Furcht davor, daß sie ihm jetzt den Rest geben würde, denn er traute dieser Person alles zu, auch einen Mord.

Mit zwei Fingern faßte sie die Nadel an ihrem Ende an und zog sie mit einem Ruck aus seinem Körper.

Blut floß hinterher, benetzte die beige Schlafanzugjacke. Es floß auch an der Nadel entlang, tropfte ab und sammelte sich auf dem Boden zu einer kleinen Lache.

Sie war zufrieden. Ohne sich noch einmal um den Mann zu kümmern, drehte sich Capri um und schritt auf das Bild zu. Davor blieb sie stehen und breitete die Arme aus und umfaßte den Rahmen. Mit einer routiniert wirkenden Bewegung hob sie es von der Wand ab, drehte sich und zeigte Moore noch einmal den Schädel.

»Er lebt«, flüsterte sie dabei. »Ich hoffe, du kannst spüren, daß er lebt. Habe ich dir nicht vom König des Schreckens berichtet? Er ist hier, er ist gegenwärtig. Auf der Fahrt nach Littleport erschien er mir zum erstenmal. Da allerdings war er nur mehr eine Projektion, jetzt ist er echt.«

»Ja, stimmt…«

Sie nickte ihm zu. »Ich werde jetzt gehen, und ich möchte dir doch sagen, daß du von mir hören wirst. Lorenzo ist tot, doch er lebt trotzdem weiter.«

»Was ist mit seinen Bildern?«

»Sie alle werden leben. Sie alle werden das Grauen ausstrahlen, denn sie spüren seine Botschaft, so wie du.« Noch einmal zog sie den Mund in die Breite, aber sie lachte nicht, es blieb bei dieser stummen Demonstration.

Dann verließ sie das Zimmer!

Zurück blieb Dr. Harold Moore. Einsam, verlassen, allein mit seiner Verletzung.

Er hatte es auch weiterhin geschafft, sich aufzustützen. Sein Arm zitterte, und der Mann wußte, daß er nicht mehr die Kraft besitzen würde, um in die Höhe zu kommen. Der Fußboden verwandelte sich in ein Meer, das einfach wegschwamm. Von der Mulattin hörte er nichts mehr. Sie mußte den Raum wie auf Samtpfoten verlassen haben.

Kam auch er weg?

Eine lächerliche Distanz mußte er nur zurücklegen, um die Tür zu erreichen. Keine Schwierigkeit, wenn man völlig normal und gesund war. Das war er nicht. Moore kam sich vor wie ein Tier, das angeschossen worden war. Er verlor Blut. Mit jedem Tropfen, der aus der Wunde quoll, verließ ihn auch die Kraft.

Er konnte sich ausrechnen, daß er irgendwann umkippen und verbluten würde.

Der Gedanke daran ließ noch einmal Kraftreserven in ihm wachsen. Er saugte die Luft ein, er drückte den Oberkörper nach vorn, mußte dabei die Lehne des Sessels loslassen, der Schwindel packte ihn wie ein gigantischer Strudel und riß ihn nach vorn.

Der Boden bewegte sich hektisch. Er bildete Wellen und gleichzeitig Täler, die ihn schlucken wollten. Verzweifelt öffnete er den Mund. Der Schrei nach Hilfe wäre jetzt am wichtigsten gewesen, aber er brachte ihn nicht über die Lippen.

Nur ein Röcheln floß aus seinem Mund. Dann schwemmte ihn etwas fort. Moore wurde nicht bewußtlos, er geriet nur in einen Zustand, wo er kaum etwas wahrnahm, aber er hörte einen gellenden Schrei.

Darum konnte er sich nicht kümmern. Zwei Hände umfaßten ihn, zerrten an seinen Achseln, sie schleiften ihn fort, und eine Frauenstimme sprach flüsternd seinen Namen, wobei sie im nächsten Augenblick nach Larry, dem Sohn, rief.

Ellen, dachte Moore, es ist Ellen! Jetzt wird alles gut, ja, jetzt wird alles gut…

Dann wußte er nichts mehr.

***

»War eine gute Idee von dir«, meinte Suko.

»Welche?«

»Noch in der Nacht loszufahren. Das tut meiner schwarzen Rakete unheimlich gut.«

»Schön, daß du dich freust.«

Suko lachte nur und deutete auf ein Hinweisschild, das sehr schnell vorbeihuschte. Er hatte die Schrift trotzdem lesen können.

»Noch sechs Meilen bis Littleport.«

»Gut.«

Wir waren nicht gefahren, sondern fast tief geflogen. Ich hatte manchmal feuchte Hände bekommen, als Beifahrer reagiert man ja anders als der Fahrer.

Der Himmel war dunkelgrau, wolkenverhangen und trotzdem irgendwo klar. Möglicherweise lag es am Licht des Mondes, der sich hinter den Wolken versteckt hatte.

Zugleich fegte ein viel zu warmer Wind über das Land und ließ die Menschen krank werden.

Wir hatten die Heizung nicht angestellt. Bei diesen Temperaturen kamen wir ohne zurecht.

Gegenverkehr herrschte kaum, und in der ungewöhnlich dunklen, klaren Luft sahen wir plötzlich den kleinen Ort Littleport wie einen dunklen Scherenschnitt vor uns liegen.

Da zeichneten sich die Häuser scharf konturiert ab. Sie waren nicht hoch gebaut worden. Zwei Etagen, mehr nicht. Tankstellenlichter

gaben einen bläulichen Schein ab.

Laternen warfen ihr kaltes Licht gegen den Boden. Ein Hund lief über die Straße, und wir rollten jetzt im normalen Tempo über die graue Fahrbahn.

»Bleeker Street«, murmelte ich.

»Die werden wir schon noch finden.«

»Vielleicht in drei Stunden, Suko. Ich möchte gern mal einen treffen, der sich nicht in seiner Bude verkrochen hat.«

»Du kannst ja schellen.«

»Hier schlafen alle.«

Nein, es schliefen nicht alle. Nahe eines Geschäfts sahen wir einen Streifenwagen stehen.

Direkt daneben ließ Suko seinen BMW ausrollen, was den Kollegen nicht paßte, denn sie fuhren uns sofort an.

»Keine Panik, Kameraden.« Ich blieb locker und reichte ihnen meinen Ausweis.

Sie lasen das Papier und nickten.

»Hier hätte Hastings auch Dienst machen können«, meinte Suko.

»Aber der wird nach London versetzt.«

»Lehre du mich den Beamtenapparat kennen.«

»Fürwahr.«

»Worum geht es denn?« fragte uns der Konstabler.

»Bleeker Street Nummer 8.«

»Da wollen Sie hin?«

»Sicher.«

»Das Haus ist unbewohnt. Es wird zu Saisonzeiten vermietet. Ich meine nicht die Feriensaison, sondern die Zeit während des Lehrbetriebs an der Uni.«

»Wir wollten nur wissen, wie wir hinkommen.«

»Ich fahre vor.«

Wenn sie sich schon anboten, konnten wir nichts dagegen machen.

»Gut, wir bleiben hinter Ihnen.«

»Mußte das denn sein?« quengelte Suko.

»Ich konnte es nicht ändern. Sie haben es eben gut gemeint und nicht daran gedacht, daß wir uns möglichst ohne Zeugen hier bewegen wollen.«

»Ja, ja, diese guten Kollegen.«

Wir bogen von der Hauptstraße ab in den westlichen Teil des Ortes. Littleport war eine kleine Stadt, die man eigentlich mögen mußte. Hier konnte man seinen Lebensabend verbringen, denn sie strömte eine Ruhe aus, die schläfrig machte.

Aber gerade unter der Oberfläche brodelte es oft genug. Das hatten wir schon mehr als einmal kennengelernt.

Tatsächlich, wie das Schicksal so spielt – auf einmal geisterte das

Blaulicht eines Krankenwagens über die Fassaden und Fenster. Eine Sirene war nicht zu hören, doch auch dieses Licht ließ die Ruhe plötzlich gespenstisch erscheinen.

Wir mußten halten, um den Krankenwagen vorbeizulassen. Ich war ausgestiegen und klopfte an die Seitenscheibe des Streifenwagens. Der Beifahrer öffnete die Tür.

»Was war los? Wissen Sie darüber Bescheid?«

»Ja, Sir. Ein Dr. Moore ist ins Krankenhaus gebracht worden. Oder wird hingebracht.«

»Weshalb?«

»Seine Frau hat ihn gefunden, mehr ist uns auch nicht bekannt. Die beiden anderen Kollegen haben sich um den Fall gekümmert. Möglicherweise ein Infarkt oder so.«

»War der Mann Arzt?«

»Nein«, klang es lachend zurück. »Wissenschaftler in Cambridge. Ich kann mir nicht vorstellen, daß der sich überarbeitet hat, beim besten Willen nicht.«

»Okay, danke.«

Ich erzählte Suko, was ich erfahren hatte und fügte noch hinzu:

»Ist wohl nichts für uns.«

Wenig später gerieten wir in den noch stilleren Teil des großen Dorfs. Verschwunden waren die alten Häuser mit den Efeu-Fassaden, dafür sahen wir Neubauten aus Klinkersteinen, gepflegte Gärten, geometrisch und reißbrettartig angelegt. Natürlich gewachsen war in dieser Siedlung nichts.

Im Schrittempo rollten wir durch das dunkle Gebiet. Wohnstraßen, die durch viereckige Pflanzenkübel noch mehr verengt worden waren. Ab und zu warf eine Laterne ihr kahles Licht auf das rötlich schimmernde Pflaster.

Es war schon die Bleeker Street, wie ich auf einem schmalen Schild las. Da wir von der verkehrten Seite hineingerollt waren, mußten wir fast bis zum Ende durchfahren, um die Nummer 8 zu erreichen.

Die meisten Häuser hier lagen im Dunkeln. Sie gehörten tatsächlich zu einer kleinen Siedlung, wobei die meisten Häuser jetzt leer standen.

Auch die Nummer 8 sah unbewohnt aus. Kein Licht war zu sehen.

Wir stiegen aus, drückten die Wagentüren vorsichtig zu, während die Kollegen im Auto hocken blieben.

»Sollen wir mit hineingehen?«

»Nein, das ist nicht nötig.«

»Wohnt hier jemand?«

Ich hob die Schultern. »Das werden wir in den nächsten Minuten herausfinden. Vielen Dank fürs Herbringen.«

»Haben wir gern getan.« Die beiden winkten uns zu, drehten und rollten davon.

Suko stand schon vor der schmalen Haustür. Ich durchquerte den kleinen Vorgarten auf dem Plattenweg und schaute meinen Freund fragend an, der sich gebückt hatte und nach einem Namensschild Ausschau hielt.

»Nichts zu sehen.«

»Ist die Klingel denn eingeschaltet?«

»Das werde ich ausprobieren.« Er drückte auf den dunklen Knopf.

Wir hörten im Haus das Schellen, nur kam auch nach zwei Minuten kein Mensch, um zu öffnen.

»Da hat man uns zum Narren gehalten, fürchte ich.«

Suko war anderer Meinung. »Schauen wir uns doch mal an der Rückseite um.«

Wir hatten Glück, denn nicht weit entfernt führte ein schmaler, nur für Fußgänger bestimmter Weg zu den hinteren Seiten der zu vermietenden Häuser.

Dort sahen wir das Band einer Straße. Zwischen zwei Laternen parkte ein weißer MG, der schon Sammlerwert besaß.

Den erkannte ich wieder!

Suko pfiff leise durch die Zähne, denn ich hatte ihm von dem Wagen erzählt. »Dann scheint unsere farbige Freundin doch ihr Ziel gefunden zu haben.«

»Nummer 8.« Ich deutete über die Büsche hinweg, die die Rückseite des Hauses vor Blicken schützten. Sie standen in einem kleinen Garten, zusammen mit mehreren Nadelbäumen.

Die Büsche würden auch uns Deckung geben, wenn wir uns dem Haus näherten.

Suko machte den Anfang. Er überstieg den braunen Holzzaun und blieb hinter einer Fichte stehen. Wenig später hatte auch ich neben ihm Deckung gefunden.

Vor uns lag das breite Fenster des Wohnraums. Hinter der Scheibe brannte kein Licht, das Zimmer lag in tiefer Dunkelheit. Wenn sich die Mulattin im Haus befand, der parkende Wagen wies ja darauf hin, dann bewegte sie sich wahrscheinlich im Dunkeln. Nicht einmal eine Kerze hatte sie angezündet, geschweige denn Licht gemacht.

Wir warteten gut eine Minute ab, ohne daß sich hinter den dunklen Scheiben etwas getan hätte.

Ich bewegte mich etwas zur Seite und rückte einige Zweige aus meinem Blickfeld. Mir war das Geländer einer Außentreppe aufgefallen. Ich deutete hin, Suko nickte, dann huschten wir lautlos über den kurzen Rasen.

Die Treppenstufen waren aus Beton. Vom letzten Regen glänzten sie noch feucht.

Vorbei an einem Kellerfenster huschten wir und blieben vor einer schmalen Tür stehen.

Die Klinke bestand aus Kunststoff. Ich legte meine Hand darauf, drückte sie nach unten und öffnete die Tür, allerdings nur einen Spalt, weil sie von innen durch eine Kette gesichert war.

Die schob Suko umständlich aus der Schiene.

»Willst du?« wisperte er.

»Nach dir, Alter.«

Wir schlichen in einen Keller. Nicht viele Häuser auf unserer Insel haben Keller. Dieser neue Bau gehörte dazu, auch wenn der Raum sehr klein war und nicht die gesamte Grundfläche einnahm.

Wir entdeckten einen ausgeschalteten Ofen, sahen jede Menge gestapelter Zeitschriften, auch einige Regale, in denen Obstdosen verstaubten, und eine zweite Tür, die ins Haus hineinführte.

Sie interessierte uns am meisten, war auch nicht verschlossen, und dahinter sahen wir eine Treppe. Diesmal nicht aus Stein, sondern aus Holz.

Um sie leise überwinden zu können, mußten wir sehr vorsichtig auftreten. Unsere Hände lagen dabei auf dem Geländer, das einen kalten Handlauf aus Metall besaß.

Keine Tür versperrte den weiteren Weg. Die Treppe mündete direkt in einen schmalen Flur, den wir deshalb so gut erkennen konnten, weil er von einem grünlich schimmernden Licht erhellt wurde, das nicht ruhig blieb, sondern innerlich flackerte und vibrierte.

Auf halber Treppe blieben wir stehen und beobachteten es.

Aber wir hörten eine Stimme. Nicht sehr laut, auch nicht flüsternd, in der mittleren Tonlage dazwischen liegend.

Daß es die Stimme einer Frau war, erfuhren wir schon bei den ersten Worten, die sogar ziemlich klar und verständlich an unsere Ohren drangen.

»Deine absolute Herrschaft wird in zehn Jahren beginnen. In zwei Wochen fängt die neue Dekade an, dann dauert es nicht mehr lange, bis sich die Prophezeiung des großen Nostradamus erfüllt.«

Mir sträubten sich die Nackenhaare. Wen hatte die Frau erwähnt?

Nostradamus?

Ich blicke Suko ins Gesicht, der ebenso erstaunt aus der Wäsche schaute wie ich.

Die Frau redete weiter. Sie sprach von einer Ära des Schreckens und präzisierte dies auch. »Im siebten Monat des Jahres 1999 wird vom Himmel ein großer König des Schreckens kommen, um den großen Hunnenkönig wieder auferstehen zu lassen. Vor und nach seiner Ankunft wird der Kriegsgott Mars glücklich regieren…«

Die Sätze kannte ich. Sie stammten aus einer Offenbarung des Nostradamus.

Der aber hatte viel gesagt, das meiste verklausuliert, nicht immer verständlich.

Mit dem Hunnenkönig konnte eigentlich nur Attila gemeint sein, der vor vielen Jahrhunderten ein Regiment des Schreckens über Europa gebracht hatte.

Suko zog den Mund schief. »Ich glaube einfach nicht, daß Attila wieder zurückkehrt.«

»Ich auch nicht.«

»Und wenn doch?«

Ich winkte ab. »Denke daran, daß sich der Seher aus dem Geist des Königs Salomo, dem des Nostradamus und meines eigenen Ichs zusammensetzt. Ich hätte vielleicht irgend etwas gespürt und…«

»Nur vielleicht.«

»Wir werden sie fragen.«

»Das meine ich auch.«

Wie Diebe schlichen wir die letzten Stufen hoch. Die Frau sollte uns erst im allerletzten Moment hören. Wir wollten sie so gut wie möglich überraschen.

In der Diele sahen wir das Licht nicht mehr, es hatte sich zurückgezogen. Aber rechts von uns leuchtete es. Ein offener Durchgang führte in den gespenstisch erhellten Wohnraum, wo wir die Mulattin auf einem Sitzkissen mit halb erhobenen Armen knien sahen.

Ich wußte nicht, zu wem sie sprach, sie hatte uns ihr Gesicht zugedreht und redete gegen das grünliche Licht. Seine Quelle befand sich für uns im toten Winkel.

Noch hatte sie uns nicht gesehen oder wollte uns nicht sehen. Wir ließen unsere Waffen stecken, als wir uns durch den Durchgang in den Wohnraum schoben, ich vorneweg.

Da verstummte die Frau!

Wir hatten schon oft genug tibetische Mönche beim Gebet erlebt.

Wenn sie in ihrer Andacht versunken waren und so wirkten wie in Trance. Das alles war uns nicht neu, und ebenso wie die Mönche sah auch die Mulattin aus.

Sie kniete auf dem Sitzkissen, den Kopf leicht in den Nacken gelegt, die Augen in die Höhe gerichtet, aber nicht gegen die Decke, sondern schräg nach vorn, wobei sie gegen die Wand schaute.

Capri sprach uns nicht an, als wir uns auf dem weichen Teppichboden weiter bewegten. Nichts konnte sie in ihrer Andacht stören.

Hinter ihr bauten wir uns auf.

Nun erst sahen wir sehr deutlich, was sie so in den Bann gezogen hatte.

Es war ein Bild!

Sie hatte es an der Wand aufgehängt, und es zeigte einen grünen Totenschädel, in dessen Augenhöhlen man Mandarinen hineingesteckt

hatte, jedenfalls leuchteten sie so ähnlich.
Keiner von uns hatte ihre Worte vergessen. Der König des Schreckens und der Hunnenkönig, beide waren erwähnt worden. Ob sie damit ein- und dieselbe Person meinte, war uns ebenfalls nicht klar, aber der Schädel war keine Einbildung.
Er war genau in der Mitte des Bildes plaziert. Ob er einfach nur ein Gemälde war oder ob magisches Leben in ihm steckte, war für uns nicht herauszufinden. Auch über die sichtbare Kraft in seinen Augenhöhlen konnten wir nur spekulieren.
Jedenfalls strahlte der Schädel eine Bösartigkeit aus, die auch meinem Kreuz nicht verborgen blieb, denn ich merkte die leichte Erwärmung an der Haut.
Daß wir von der Mulattin überhaupt nicht zur Kenntnis genommen wurden, gefiel uns auch nicht. Ich wollte das ändern und legte ihr eine Hand auf die Schulter.
Sie zuckte zusammen.
»Capri?« sprach ich sie fragend und flüsternd an.
»Wer bist du?«
»Du kennst mich. Ich war in der Wohnung des Lional Drake. Jetzt sehen wir uns wieder.«
»Geh!«
»Nein, ich bleibe, denn ich will, daß du mitkommst. Du sollst uns einiges über einen Maler namens Lorenzo erzählen, Capri.«
»Er lebt nicht mehr.«
»Das wissen wir.«
»Dann geht.«
»Ist er wirklich tot!« Ich ließ nicht locker.
»Er ist vor Zeiten gestorben.«
»Richtig, und seine Bilder sind ebenfalls verschwunden. Sie haben sich in Rauch und Luft aufgelöst – oder?«
»Genau.«
Die Mulattin sprach mit monotoner Stimme. Sie blieb immer gleich, war weder laut noch leise. Diese Person befand sich in einer anderen Welt, auch wenn sie vor uns kniete.
»Was ist mit dem Bild?«
»Es zeigt den König des Schreckens.«
»Attila?«
»Nein, den König.«
Suko räusperte sich. »Ich glaube, ich werde es mal genauer unter die Lupe nehmen.« Mit einer knappen Bewegung holte er die Dämonenpeitsche hervor und schlug einmal einen Kreis über den Boden.
Die drei Riemen rutschten hervor. Ich hörte sie klatschend landen.
Auch jetzt bewegte sich die Frau nicht. Sie schaute auf Sukos Rücken,

als der Inspektor auf das Bild zutrat. Die Trance war absolut. Ich rechnete damit, daß die Riemen der Dämonenpeitsche die Magie des Bildes zerstören konnten, vielleicht hatte Capri das auch gedacht, denn anders konnte ich mir ihre Reaktion nicht erklären.

Sie sprang plötzlich auf und warf sich mit einem geschmeidigen Sprung in den Rücken des Inspektors.

Das hätte mich nicht einmal gestört.

Viel gefährlicher war die lange Goldnadel in ihrer Hand, die sie Suko tief ins Kreuz stoßen wollte…

***

Mit einem Sprung hätte ich sie nicht mehr erwischt, mir mußte etwas anderes einfallen.

Blitzschnell stieß ich mein Bein vor und reagierte wie ein Fußballer, der die Notbremse zieht.

Ich verhakte meinen Fuß in Höhe der Waden zwischen ihren Beinen und brachte sie so zum Stolpern. Gleichzeitig hatte ich Suko eine Warnung zugerufen, die ebenso wichtig war wie meine Aktion, denn die fallende Frau hätte ihn trotzdem mit der Nadel noch erwischen können.

So warf sich Suko zur Seite, die verdammte Nadel verfehlte ihn, und Capri landete auf dem Boden.

Sie brüllte wütend auf. Ich warf mich über sie, weil ich sie halten wollte, und Suko kümmerte sich um das verdammte Bild mit dem Schädel.

Er hatte den rechten Arm angehoben, um zuschlagen zu können, dazu aber kam es nicht.

Plötzlich flammte das Bild auf!

Grünes Feuer loderte in die Höhe, der Inspektor zuckte geblendet zurück, duckte sich, hörte, ebenso wie ich das Fauchen, dann klirrte etwas, und im nächsten Augenblick war die clownhafte Fratze verschwunden.

Ich hörte Sukos Schritte, die sich dumpf in Richtung Haustür entfernten, lag noch immer auf der Frau, die anfing zu keuchen, weil ihr der Druck lästig wurde.

»Okay!« flüsterte ich ihr ins Ohr. »Ich werde Sie jetzt loslassen. Wenn Sie Dummheiten machen, ich bin immer der Stärkere.«

»Sie werden keinen Grund haben, sich zu beschweren.« Danach kicherte sie.

Ich ließ sie aufstehen, hielt aber das rechte Handgelenk umklammert und drehte es herum, damit sie endlich die verdammte Nadel losließ. Sie öffnete ihre Faust, die Nadel landete am Boden, und ich konnte sie endlich wegkicken.

Bevor ich eine Frage stellen konnte, kam Suko zurück. Er schaltete

das Licht ein.

Die Deckenleuchte befand sich genau über uns, und das Gesicht der Mulattin sah ich dicht vor mir.

»Nichts«, erzählte Suko. »Der verdammte Schädel ist verschwunden, er hat sich in Luft aufgelöst.«

Capri fing an zu lachen. »Ja, ich wußte, daß er stärker ist. Er ist allen überlegen, der König des Schreckens.«

»Abwarten.«

Sie spitzte die Lippen. Es sah so aus, als wollte sie mir ins Gesicht spucken, aber sie überlegte es sich anders und drehte den Kopf zur Seite. Jetzt schaute sie zu Boden.

»Ist Lorenzo der König des Schreckens?« fragte ich sie.

»Vielleicht…«

»Ich will eine genaue Antwort haben, verdammt noch mal. Ist er der König des Schreckens?«

»Lorenzo ist tot…« Das letzte Wort sprach sie hart aus und verdrehte dabei ihre dunklen Augen dermaßen stark, daß nur noch das Weiße zu sehen war.

»Sein Geist auch?« fragte ich flüsternd.

Da kicherte sie. »Was wißt ihr schon davon?«

»So viel wie über den König des Schreckens, den Nostradamus in seinen Prophezeiungen erwähnt hat. Aber er hat damit einen anderen gemeint, der als Antichrist bekannt geworden ist. Luzifer vielleicht nur einen kleinen Maler.«

Da hatte ich Lorenzo beleidigt und die Frau auch. »Er ist kein kleiner Maler!« fuhr sie mich an. »Er ist ein Genie gewesen, nein, er ist noch ein Genie.«

»Dann lebt er?«

»Fast.«

»Jetzt kommen wir der Sache schon näher. Wo lebt er denn, meine Teure?«

»Du kannst den Körper töten, aber nicht den Geist. Du kannst den Körper töten«, wiederholte sie, »aber nicht die Genialität seiner Werke. Ihr habt ihn gereizt, das hättet ihr nicht tun sollen. Deshalb ist diese Stadt dem Tod geweiht. Schon Moore wollte das Bild nicht abgeben, er hat es büßen müssen…«

»Dr. Moore?«

»Richtig.«

Ich nickte und schaute auf Suko. »Das war der Mann, der ins Krankenhaus gefahren wurde.«

»Verstehe.«

»Er hatte das Bild«, sagte sie. »Er hatte es, ich habe ihn besucht, doch er wollte es mir nicht geben. Es war sein Fehler, sein großer Fehler, jetzt kann er sich frei entfalten.«

»Für wen war es ein Fehler?«
»Nur für die Menschen.«
»Welche Rolle spielen Sie?«
»Ich wußte alles. Ich wußte, daß er zurückkehren würde. Er ist gegangen, er kehrt zurück.«
»Als König des Schreckens?«
»So nennt er sich.«
»Er kann nicht der Antichrist sein, von dem in den Prophezeiungen gesprochen wird. Wer ist er wirklich?«
»Er nennt sich der König des Schreckens, und er wird den Schrecken verbreiten, das kann ich euch versprechen. In diesem Ort wird es bei Sonnenaufgang nur noch Leichen geben. Dafür sorgt der große Lorenzo. Er wird den Weg bereiten, um die Menschheit auf den wahren König des Schreckens vorzubereiten, der in zehn Jahren erscheinen wird. Bald ist die Jahreswende, wir haben uns beeilen müssen, aber wir haben es geschafft.«
»Noch nicht ganz«, erwiderte ich.
»Doch, Lorenzo ist fast so gut. Er ist genial. Er ist Mensch und Dämon. Mensch nur äußerlich, doch wer seine Bilder genauer betrachtet, der erkennt das Dämonische in ihnen. Der sieht, daß mehr dahinter steckt als nur ein Bild.«
»Und Sie kennen ihn gut, den halben Dämon und halben Menschen?« fragte Suko.
»Sehr gut.«
»Dann werden Sie uns sicherlich auch zu ihm führen können, wenn ich mich nicht irre.«
Capri blickte uns an, als hätten wir von ihr verlangt, auf den Strich zu gehen. Danach wechselte ihr Ausdruck. Das Lächeln erschien auf den Lippen, wissend und gleichzeitig diabolisch. »Ich brauche euch und keinen anderen irgendwo hinzuführen«, erklärte sie.
»Weshalb nicht?« fragte Suko.
»Weil er schon da ist. Ja, er ist überall, mein Freund, mein Geliebter, mein Meister. Er ist da, merkt euch das, oder merkt es euch nicht. Er hat sich zwar aus dem Zimmer zurückgezogen, aber die Flucht hat er nicht ergriffen.«
»Das will ich schon genauer wissen«, forderte ich sie auf.
Capri lachte und zerrte den Mantel um sich, als würde sie frieren.
»Nein, es reicht.«
»John«, Suko hatte leise gesprochen. »Unsere schöne Freundin hier scheint recht gehabt zu haben. Schau mal nach draußen.«
Ich tat es und überließ es meinem Freund, Capri im Auge zu behalten.
Es war dunkel. Eine graue Dunkelheit, die mir irgendwo auch extrem vorkam. Ich zwinkerte unwillkürlich, als ich das grüne Flackerlicht

sah, das gleichzeitig über den Himmel und durch die Straßen geisterte. Es kam mir vor, als hätte jemand mit einem Blitzlicht geschossen, das er ziemlich versteckt hielt, denn einen Mittelpunkt konnte ich beim besten Willen nicht entdecken.

»Wo hast du das Licht genau gesehen?« fragte ich bei Suko nach.

»Eigentlich überall.«

»Stimmt, ich auch.«

»Und jetzt?«

Sehr langsam drehte ich mich um. Mein Blick fiel in den Raum hinein und natürlich auf Capri, die ihre Arme halb erhoben hatte und mit den gespreizten Fingern durch die wilde Frisur fuhr. Ihre Haltung konnte man als sexy bezeichnen. So wie sie aussah, hätte sie auf das Titelbild einer Modezeitschrift gepaßt.

»Wo?« fragte ich.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß er überall ist. Der König des Schreckens wird seine Herrschaft errichten, die Apokalypse stimmt. Nur wird er andere Wege gehen, als ihr es euch vorgestellt habt. Ganz andere sogar. Bessere.«

»Das wird Ihnen nichts mehr nutzen«, erklärte ich.

»Ach ja?«

»Wir werden Sie einsperren, Capri.«

Sie staunte. »Hinter Gitter soll ich?«

»So ist es.«

Hart lachte sie und schüttelte dabei den Kopf. »Ich hinter Gitter? Das darf doch nicht wahr sein. Wollen Sie tatsächlich…?« Wieder unterbrach sie sich durch ein Lachen. »Unmöglich. Ich hasse Gitter. Ich werde nicht gehen. Außerdem müssen Sie mir einen Grund nennen. Sind Sie überhaupt berechtigt?«

»Wir sind von Scotland Yard«, sagte Suko.

»Oh, wie schön. Und aus welchem Grund wollen Sie mich einsperren, Mr. Bulle?«

»Zumindest wegen schwerer Körperverletzung. Sie kennen doch einen gewissen Dr. Moore.«

»Aber ja.«

»Sehen Sie. Seinetwegen wurde die Ambulanz alarmiert. Man fuhr ihn weg. Man wird ihn in ein Krankenhaus stecken, und ich weiß nicht, ob er es überleben wird.«

Capri drehte sich auf der Stelle und amüsierte sich dabei köstlich.

»Nein, was sind Sie doch dumm, meine Herren! Sie sind wirklich dumm. Glauben Sie denn tatsächlich, daß ich diesen Dr. Moore verletzt oder gar getötet habe?«

»Das glauben wir.«

»Ich war es nicht, verdammt noch mal! Ich habe damit nichts zu tun.«

»Sie besaßen die Nadel.«
»Schön, das weiß ich, aber sie gehörte eigentlich einem anderen. Lorenzo griff ihn an. Er kehrte zurück aus dem Bild und räumte ihn aus dem Weg, wobei er mir zur Seite stand, denn dieser Mensch wollte das Bild einfach nicht hergeben.«
Ich hatte nicht genau hingehört und mich auf das grüne Gespensterlicht draußen konzentriert, das meiner Ansicht nach intensiver geworden war als noch vor einigen Minuten.
»Wir sollten ihn suchen«, schlug ich vor.
»Ja, das ist gut!« freute Capri sich. »Suchen Sie ihn. Lorenzo wird sich freuen. Bisher hat es noch niemand geschafft, ihn zu besiegen. Hören Sie, niemand.«
»Wir wissen Bescheid.«
»Das ist gut.«
»Kommen Sie freiwillig mit, oder müssen wir Sie zwingen?«
Capri schaute mich mitleidig an. »Sagen Sie mal, Sinclair, soll das ein Witz sein? Natürlich komme ich mit. Ich möchte nicht, daß Ihr Blut an den Wänden dieses Hauses klebt, das ich gemietet habe.«
»Ach ja?«
»Sicher. Lorenzo ist wütend geworden. Es hat nicht so geklappt, wie es vorgesehen war. Er wird diese kleine Stadt dem Erdboden gleichmachen. Sie werden bald Leichen zählen können, Sinclair.«
Dabei zielte sie mit dem Finger auf mich. »Und Ihre wird sicherlich dabei sein.«
»Möglich. Rechnen Sie denn damit, daß Sie überleben?«
»Immer doch.«
Suko faßte sie an. »Wir beide werden schon mal vorgehen.«
Capri nahm es gelassen. Sie traf keinerlei Anstalten, sich aus Sukos Griff zu lösen. Im Gegenteil, es machte ihr anscheinend Spaß, mit dem Inspektor zu gehen, nicht umsonst hatte sie den Kopf in den Nacken gedrückt, und ihre Augen strahlten, als würde sie gleich vor laufende Kameras treten, um ein Interview zu geben.
Capri gab sich ungemein sicher, das bestimmt nicht grundlos. Mir war unwohl. Dabei ging es mir nicht einmal so sehr um uns, ich dachte vielmehr an die Bewohner von Littleport. Lorenzo, oder wer immer hinter diesem clownhaften Schädel stecken mochte, brachte es fertig, einen ganzen Ort unter seine Kontrolle zu bekommen. Da waren die Menschen keine Menschen mehr, da wurden sie degeneriert, zu Monstren gemacht, magisch verseucht, und niemand stellte sich aus Littleport dem grünen Knochenschädel entgegen.
Der König des Schreckens war er genannt worden. Er und Capri hatten auf die alten Voraussagen des Nostradamus gebaut, nur war ich davon überzeugt, daß diese nicht eintrafen. Außerdem sollte der König des Schreckens erst zehn Jahre später eintreffen.

Der warme Wind fuhr in mein Gesicht. Ein blanker und trotzdem wolkenreicher Himmel lag hoch über uns. In seine dunkelgraue Farbe war ein anderer Schleier hineingeglitten. Sehr konträr, beinahe schon hart und türkis bis grün…

Ich blieb stehen. Hinter mir hielten sich Suko und Capri auf, ich selbst stand neben dem weißen MG.

Dann wurde alles anders!

Der Himmel schien aufgerissen zu werden.

Über uns entstand plötzlich eine gewaltige Lücke. Die Wolken fegten zur Seite, damit wir gegen das blanke Grau schauen konnten.

Genau dort sahen wir ihn!

Es war der grüne Totenschädel mit seinen orangefarbenen leuchtenden Augen. Riesig stand er über uns, eine fahl leuchtende Botschaft des Schreckens. Er schien Littleport zu beherrschen.

»Jaaaa…!« schrie Capri und stieß den rechten Arm mit der geballten Hand in die Luft. »Ja, das ist er. Das ist Lorenzo. Er hat es geschafft, er beherrscht euch, er beherrscht alle hier. Das Grauen kann beginnen. Willkommen, König des Schreckens …«

***

Auch für uns war der Anblick schrecklich, aber wir erholten uns schnell davon. Uns interessierte mehr, wo sich der Schädel aufhielt.

Wenn uns nicht alles täuschte, mußte er seinen Platz direkt über der Straße haben, die den Ort in zwei Hälften teilte. Eine strategisch sehr günstige Stelle, von der er aus beobachten und alles unter Kontrolle halten konnte.

Natürlich war ich gespannt darauf, wie die Bewohner reagieren würden. Bisher verhielten sie sich ungewöhnlich ruhig. Wir hörten nicht einen Ruf, es erklang auch keine Alarmsirene, und es kam uns vor, als wären die Menschen in einen tiefen Schlaf versunken.

Das war schon ungewöhnlich. Und eben dieses Ungewöhnliche bereitete Sorgen. So verhält sich niemand. Nicht alle Menschen schliefen um diese Zeit, auch wenn es die Stunden zwischen Mitternacht und der Morgendämmerung waren.

Ich erwischte einen Blick auf Sukos Gesicht. Dem Ausdruck nach zu schließen, mußte er das gleiche denken wie ich, schüttelte leicht den Kopf und flüsterte mir zu: »John, irgend etwas läuft hier verdammt verkehrt, habe ich den Eindruck.«

»Das meine ich auch.«

»Aber was?«

Ich hob die Schultern und nickte in die Richtung, wo Capri stand.

Sie lächelte. Auf ihrem dunkelhäutigen Gesicht war die Sonne aufgegangen. Wenn man je hätte von strahlenden Augen sprechen können, bei ihr wäre dies der Fall gewesen. Sie hatte den Kopf in den

Nacken gedrückt und schaute gegen den Schädel.
»Ist er nicht wunderbar?« fragte sie. »Ist er nicht einmalig? Ich wußte, daß Lorenzo es schaffen würde. Ein Körper kann verschwinden, ein Geist nicht. Er wechselt nur die Dimensionen, die Reiche, er taucht ein in andere Welten und schafft es auch, mühelos Grenzen zu überwinden. Vom Sichtbaren ins Unsichtbare und wieder zurück. Ist das nicht der helle Wahnsinn, ist er das nicht?«
»Was wird geschehen?« Ich baute mich vor der Frau auf, um ihr ins Gesicht zu sehen. Keiner von uns war gewillt, sich durch Lügen abspeisen zu lassen.
»Das kann ich nicht sagen.«
»Doch, Capri, Sie können es.«
Nun senkte sie den Blick. »Ich weiß wohl, was geschehen ist, meine Herren Polizisten. Obwohl es hier so normal aussieht, ist nichts mehr so wie sonst.«
»Ach ja?«
Sie nickte.
»Und wie wollen Sie uns das beweisen?« erkundigte sich Suko.
»Ganz einfach. Lassen Sie uns gemeinsam einen Spaziergang machen. Einverstanden?«
»Wohin?«
»Durch den Ort. Dann können Sie mit eigenen Augen die Veränderungen erkennen.«
Überzeugt waren wir nicht davon, aber blieb uns eine andere Möglichkeit? Nein, wenn wir den König des Schreckens bekämpfen wollten, mußten wir uns ihm stellen.
»Noch etwas«, sagte ich, bevor wir uns in Bewegung setzten.
»Wenn Sie irgendeinen Trick versuchen, wird es Ihnen schlecht bekommen, Capri. Denken Sie immer daran, daß wir in Ihrer Nähe sind.«
»Das weiß ich doch.«
»Dann ist es ja gut.«
Sie bewegte ihre Stirn und fuhr noch einmal mit der Zunge über die Lippen.
Lässig, mit in den Manteltaschen steckenden Händen und dabei schwingendem Mantel setzte sie sich in Bewegung. Dabei machte sie den Eindruck, als würde sie über einen Laufsteg schreiten, den Blick in die Höhe gerichtet, den dunklen Himmel absuchend, aber dabei immer auf den Schädel schielend.
Lorenzo, der König des Schreckens oder wer immer er sein mochte, veränderte seinen Standort nicht. Er blieb wie ein unheimlicher Beobachter über der Fahrbahn stehen. Das grüne Licht auf seiner Knochenfratze blieb nicht allein auf sie beschränkt. Wenn wir genau hinschauten, konnten wir den dünnen Schleier sehen, der von ihm aus

dem Boden entgegenfloß und sich dort verteilte.

Wir gingen zu Fuß und wandten uns nach rechts, um direkt in die Ortsmitte hineinzugelangen.

Daß in dieser neuen Wohngegend die Ruhe vorherrschte und auch kein Licht brannte, war verständlich, denn diese Häuser waren kaum belegt. Als sehr ungewöhnlich empfand ich es nur, daß sich die Ruhe auch dort fortsetzte, wo die meisten Menschen lebten.

Wir gingen vorbei an Häusern, die in tiefer Ruhe lagen. Wir sahen die parkenden Fahrzeuge, die ebenso einen leicht grünen Anstrich bekommen hatten wie die Fassaden und Hausdächer. Der vom Schädel abstrahlende türkisfarbene Floor hüllte den gesamten Ort ein, auch wenn er nur beim näheren Hinsehen zu erkennen war.

Capri schritt stolz wie eine Königin zwischen uns beiden. Den Kopf hielt sie erhoben, der Mund war zu einem Lächeln verzogen.

Ihre Nasenlöcher zitterten, es hatte den Anschein, als wollte sie die Magie aufsaugen, die sich in der Luft befand.

Für sie war diese Veränderung etwas Besonderes. Sie lebte mit ihr, sie liebte es, in den türkisenen Schatten ihres Meisters hineinzutreten.

Wir erreichten eine Kreuzung. Von vier Seiten führten hier schmale Straßen aufeinander zu.

Auch diese Asphaltbahnen glänzten in einem sehr leichten Grün.

Nur war es das nicht, was mich störte. Es gab einen anderen Grund, der mich stutzig machte.

Den Streifenwagen am Straßenrand kannten wir gut. Er war vor uns hergefahren.

Daß zwei Beamte in ihm saßen, sahen wir selbst durch die dunklen Scheiben. Eigentlich hätten sie uns hören müssen, denn unsere Schritte waren das einzige Geräusch in der Stille.

Sie regten sich nicht.

»Bleib du mal hier«, sagte ich zu Suko und lief auf den Streifenwagen zu.

Ich hätte meinem Freund besser einen längeren Blick gegönnt, so entging mir, wie er sich den kalten Schweiß mit einer müde wirkenden Bewegung von der Stirn wischte und leicht schwankte, als hätte ihn ein Windstoß umspielt.

Capri war es sehr wohl aufgefallen. Sie schaute ihn von der Seite her kühl und gleichzeitig lächelnd an.

Ich hatte mittlerweile den Wagen erreicht; und war an der Fahrerseite stehengeblieben. Die Beamten mußten meinen Schatten wahrnehmen, sie rührten sich noch immer nicht.

Schliefen sie?

Das konnte ich mir eigentlich nicht vorstellen. Auch als ich gegen die Scheibe klopfte, tat sich nichts. Die beiden Männer zuckten nicht einmal zusammen.

Was war geschehen?

Allmählich bekam ich ein drückendes Gefühl. Es stieg vom Magen her in die Höhe und erreichte die Kehle. Ich traute mich kaum, die Tür zu öffnen. Als ich es dann doch tat, kippte mir der Körper entgegen und wäre aus dem Wagen gefallen, hätte ihn der Gurt nicht gehalten.

Die Augen des Mannes standen offen. Der Blick wirkte gläsern.

Mich durchfuhr eine schreckliche Angst.

Waren sie tot?

Ich fühlte nach Herz- und Pulsschlag.

Ja, da war etwas zu merken. Der Mann war nicht gestorben, er schlief auch nicht, er befand sich nur in einem Zustand der tiefen Apathie, einem magischen Schlaf.

Auf einmal kam es mir vor, ganz allein zu sein. Verlassen, ohne Freunde, aber von gefährlichen Feinden umzingelt. Ich atmete tief durch, weil ich den Zustand vertreiben wollte, und dachte über den Grund dieses Verhaltens nach.

Er lag eigentlich auf der Hand.

Die verdammte Strahlung oder Magie des clownhaften Schädels hatte für diesen Zustand gesorgt.

Was mit den beiden Beamten geschehen war, das konnte auch die anderen Bewohner von Littleport erfaßt haben. Deshalb also diese trügerische Ruhe, darum die Stille, die von keinem Ruf und von keiner Stimme unterbrochen wurde.

Die hart klingenden Echos der Schrittgeräusche rissen mich aus meinen Überlegungen.

Suko ging anders, es war die Frau, die auf den Wagen zukam. Sie ging sehr aufrecht, den Kopf stolz erhoben, die offenen Mantelschöße flatterten im Wind.

Wir schauten uns an.

Lächelte sie? Ich hatte Mühe, mich von ihrem Anblick loszureißen, denn ich dachte an Suko, den ich einfach nicht sah.

War er verschwunden?

»Suchst du deinen Freund, Sinclair?«

»Möglich.«

Capri ging zwei Schritte zur Seite, damit mein Blickfeld frei wurde. Genau an der Stelle, wo die beiden auf mich hatten warten wollen, sah ich ihn.

Nur stand er nicht mehr.

Er lang auf dem Boden und kam mir vor wie ein Toter, der im Rinnstein seinen Platz gefunden hatte…

***

In den folgenden Sekunden blieb ich stehen und ballte die Hände zu

Fäusten. Ich sprach kein einziges Wort, starrte Capri an und ebenfalls den Inspektor.

»Willst du zu ihm?« höhnte sie.

Nur nicht den Kaspar machen, sagte ich mir. Bleib ruhig, laß dich nicht antörnen.

»Er ist doch nicht tot?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wie es die Menschen hier überstehen. Was ist mit den beiden Bullen?«

»Sie leben.«

»Schön, Sinclair, wenn sie leben. Dann wird dein Freund auch nicht tot sein.«

Ich schlug die Wagentür zu und ging auf die Frau zu. »Wir beide, nicht?« fragte ich nickend.

»Und er.«

»Sind wir tatsächlich die einzigen, die es überstanden haben?«

»Ja.«

»Was wird mit den Menschen geschehen?«

»Das müßtest du wissen. Ich habe dir vom König des Schreckens berichtet, Sinclair. Du siehst seinen Schädel, und du wirst noch mehr sehen, schau mal hin, denn das Zeichen für das Blutgericht ist erschienen.«

Sie hatte mich nicht reingelegt, denn am Schädel zeigte sich tatsächlich eine makabre Veränderung.

In der Platte steckte die breite Klinge eines Messers, und nur mehr der Griff schaute hervor.

Der Anblick traf mich nicht besonders hart. Ich hatte ihn ja öfter vor Augen gehabt. Das im Schädel steckende Messer besaß für mich mehr einen symbolischen Charakter. Möglicherweise sollte es den Tod anzeigen.

Als ich den Kopf senkte und Capri wieder anschaute, flüsterte sie:

»Wir beide, Sinclair, das wird ein Spaß! Ich wußte gleich, daß du etwas Besonderes bist. Schon als ich dich in London sah und wir uns an der Wohnungstür gegenüberstanden, da merkte ich, hier ist jemand, vor dem du dich in acht nehmen mußt. Aber ich habe auf den König des Schreckens vertraut und gebaut und bin nicht enttäuscht worden.«

»Sehr richtig, Capri.« Ich hatte Mühe, meiner Stimme einen normalen Klang zu geben, denn ein Gefühl der Wut und der Hilflosigkeit hielten mich umklammert. »Es stimmt alles, was du mir gesagt hast. Nur solltest du überlegen.«

»Bitte.«

»Wie kommt es wohl, daß ich der Magie deines Königs als einziger widerstanden habe?«

Die Mulattin runzelte die hohe Stirn, was ihr einen etwas

hochmütigen Ausdruck gab. »Das stimmt tatsächlich. Du hast es als einziger geschafft, normal zu bleiben.«

»Gibt dir das nicht zu denken?«

»Schon.«

»Interessiert dich der Grund nicht?«

»Ich glaube kaum, daß du ihn mir gern sagen wirst. Deshalb ist es mir egal. Irgendwann wird sich schon eine Lösung finden lassen. Ich vertraue Lorenzo, denn er hält diesen Ort unter Kontrolle. Die Menschen schlafen, wobei sie nicht einmal merken, daß der Geist des Königs allmählich in ihre Gehirne eindringt. Wenn sie spät am Morgen erwachen, wird alles wieder normal sein. Dann werden sie ihrer Tätigkeit nachgehen, als wäre nichts geschehen, so sieht es der Plan vor.«

»Jeder Plan soll zu einem Ziel führen«, sagte ich. »Welches Ziel habt ihr?«

»Ein sehr fernes. 1999, das Jahr des Königs, wie es Nostradamus voraussagte. Dann wird er kommen und den Weg für den Antichrist vorbereiten. Erst dann wird dieser Samen Früchte tragen. So lange bleiben die Menschen normal. Du kannst Ärzte heranschaffen, Psychologen, was auch immer, sie werden nichts feststellen können. Aber nicht allein hier sind die Menschen in den Bann des Königs geraten. Auch in London, Liverpool, Manchester, vielleicht sogar in Berlin und Paris. Ein jeder, der ein Bild gekauft hat, gehört zu ihm.«

Ich schüttelte den Kopf, weil ich es kaum fassen konnte. »Ist das tatsächlich der Plan gewesen?«

»Ich habe dir die Wahrheit gesagt. Der König des Schreckens spinnt bereits sein Netz.«

»Ja«, erwiderte ich leise. »Das tut er tatsächlich. Ich muß dir ein Kompliment machen.«

»Nein, nicht mir – ihm. Ich bin nur seine Dienerin.« Sie drehte sich auf der Stelle und schaute gegen den Himmel. »Ich will dir ehrlich sagen, Sinclair, mir gefällt es hier nicht besonders. Wollen wir nicht weitergehen?«

»Wohin?«

Sie lächelte breit. »Einfach durch den Ort schlendern!«

Ich bekam schmale Augen. »Das ist nicht dein Ernst, Capri. Nur durch den Ort gehen?«

»Ja. Du sollst merken, wie stark das Netz des Königs bereits geflochten ist.«

»Vielleicht«, erwiderte ich, ließ sie stehen und ging auf meinen Freund zu.

Er lag tatsächlich im Rinnstein und hatte sich glücklicherweise beim Fallen nicht verletzt.

Ich drehte ihn auf den Rücken. In seinen Augen sah ich den gleichen

Ausdruck wie in denen der Polizisten.

Weshalb er, warum nicht ich?

Es gab nur eine Lösung. Ich war der Träger des Kreuzes, und das mußte mich immun gegen die Magie des Schreckens gemacht haben. Der König hatte es also nicht geschafft, alle in seinen Bann zu bekommen.

Wenn ich nach einem Vergleich suchte, so fiel mir nur ein, daß ich mich wie ein Einzelkämpfer fühlen mußte, der es gegen eine Übermacht aufnahm, die im Prinzip passiv war.

Für mich war der Schädel wichtig. Er schwebte nach wie vor über der Straße, aber an ihn kam ich nicht heran, es sei denn, ich hätte es mit einer Leiter versucht.

»Willst du nicht kommen?« hörte ich Capri fragen.

Ich richtete mich wieder auf. »Natürlich, ich wollte mich nur um ihn kümmern.« Ich hob Suko an und schleifte ihn von der Straße weg. An einem Vorgarten setzte ich ihn nieder und lehnte ihn mit dem Rücken gegen den braunen Zaun.

»Mach's gut, alter Junge«, flüsterte ich. »Diesen Fall muß ich allein durchstehen.«

Meine Stimme hatte nicht gerade vor Optimismus vibriert, aber es ging nicht anders.

Capri wartete bereits auf mich und sprach völlig normal mit mir.

Zudem über ein Thema, das mich überhaupt nicht interessierte.

»Gefällt dir eigentlich das Wetter?«

»Wieso?«

»Ich meine nur.« Dann lachte sie. »Stehst unter Streß, wie? Kann ich verstehen. Weißt du eigentlich, daß Lorenzo es nicht mag, wenn jemand es schafft, ihm zu widerstehen?«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Dann kannst du dir auch denken, was er mit den Personen vorhat, die nicht in seine Pläne passen…«

»Sicher. Er wird versuchen, mich aus dem Weg zu räumen. Aber damit habe ich mich abgefunden.«

»Wie groß ist deine Angst?«

»Ich zittere nicht einmal.«

»Mutig, Sinclair, sehr mutig.« Sie hob die Schultern. »Jetzt laß uns gehen, damit du mehr von ihm siehst und auch bestätigt bekommst, daß du keine Chance hast.«

Davon war ich zwar nicht überzeugt, aber ich sprach nicht dagegen. Sollte sie es weiterhin glauben, mir konnte es nur recht sein.

Allerdings fragte ich mich, weshalb Capri unbedingt mit mir durch den Ort schreiten wollte. Ich konnte mir nur vorstellen, daß sie mir etwas Bestimmtes zeigen wollte, was nur indirekt mit dem Schädel in den Wolken zu tun hatte.

Selbst die an den Straßenrändern und oft vor den Garagen parkenden Wagen kamen mir anders vor. Als wären auch sie eingeschlafen, ebenso wie die Bäume, die Büsche, das Gras der Gärten, die Häuser – einfach alles.

Nur unsere Schritte hörten wir. Keine Verkehrsgeräusche. Bei dieser Stille hätten wir einfach mitbekommen müssen, wenn ein Wagen über die breite Straße rollte.

Die Ruhe blieb…

Ich ging neben ihr her. Manchmal berührten wir uns, wenn sie sich tänzerisch bewegte.

Neben einer Laterne lagen zwei Gestalten. Junge Leute, die vielleicht auf dem Weg nach Hause gewesen waren. Sie hielten den Stamm der Lampe umklammert wie einen Rettungsanker.

Nur gut, daß es so unnatürlich warm war. So konnte wenigstens niemand erfrieren.

Wir erreichten den Ortskern. Hier hatten die Häuser ihr altes Gesicht behalten. Wenn Fassaden verändert worden waren, dann allein durch einen Anstrich oder eine Renovierung.

Fast höhnisch leuchtete mir das Schild POLICE entgegen. Die Frau hatte meinen Blick bemerkt. »Willst du hingehen und nach deinen Kollegen schauen?«

»Ich glaube kaum, daß es nötig ist.«

»Stimmt. Sie alle liegen unter dem. Bann. Aber ich möchte dir etwas anderes zeigen, komm mit.«

Die Mulattin hatte sich ein bestimmtes Ziel ausgesucht. Wir verließen die schmale Gasse, in der wir kurz stehengeblieben waren, und schritten dem Marktplatz entgegen.

Nun ja, es war kein Platz im eigentlichen Sinne, aber auf diesem Fleck standen die meisten Fahrzeuge. Hier gab es Geschäfte und Lokale, die allesamt tot wirkten.

Ich dachte auch an das Krankenhaus, wo niemand mehr behandelt wurde und die Menschen wahrscheinlich starben. Dabei wünschte ich mir von ganzem Herzen, daß ich Lorenzo einmal gegenüberstehen würde.

Zunächst mußte ich darauf verzichten, denn wir erreichten den Ort, der für Capri und auch ihn so ungemein wichtig war. Mir fielen dabei nur die Schatten auf.

Sie besaßen durchweg eine bestimmte Höhe, waren rechteckig und standen auf Stafetten.

Ich ging dorthin, wo eine Stafette vom Licht einer Laterne gestreift wurde.

»Ja, schau es dir an, Sinclair!« rief die Mulattin hinter mir her, als ich sie stehenließ.

Ich hatte es geahnt, nein, mehr gewußt, nun bekam ich den Beweis.

Auf der Stafette stand ein Bild.
Ein Gemälde, eines seiner Gemälde, im Licht der Laterne gut zu erkennen.
Ich betrachtete es mit starrem Blick. Zum erstenmal sah ich ein normales Bild des Malers, der seine Alpträume auf die Leinwand gebracht hatte.
Sie waren schlimm.
Düstere Farben, hinter denen dämonische Gesichter nur mehr als Schatten erschienen. Zumeist erkannte ich nur die bösen, oftmals glühenden Augen, die auch irgendwelchen Monstern gehören konnten, welche nur darauf warteten, aus dem Bild zu springen.
Das war die Welt des Lorenzo!
Aber nicht meine!
In diesem Moment überkam mich ein Gefühl der Wut und des Zorns. Ich schaute rasch zurück.
Die Mulattin stand ziemlich weit entfernt. Auch wenn sie mich beobachtete, würde sie nicht genau herausfinden, was ich machte. Ich bückte mich und tat so, als wollte ich mir das Motiv noch genauer anschauen. Gleichzeitig tastete ich nach meinem Kreuz und streifte es über den Kopf. Damit attackierte ich das Gemälde nicht, ich steckte das Kreuz nur rasch in die Tasche.
Seine Wärme hatte es nicht verloren. Es würde mir Schutz geben, das war sicher.
Als das Kreuz in der Tasche steckte, zog ich den Dolch hervor.
Den Stab des Buddha, den ich Suko heimlich abgenommen hatte, rührte ich nicht an, richtete mich wieder auf und schaute über die Schulter zurück.
»Na, Sinclair, was sagst du dazu?«
»Es gefällt mir nicht.«
Capri lachte. »Das kann ich mir denken. Die Bilder sind auch nur etwas für Liebhaber.«
»Ich hasse es sogar.«
»Schau dir die anderen an. Sie stehen hier verteilt. Sie sorgen dafür, daß die Magie in diesem Ort transportiert wird.«
»Tatsächlich?«
»Glaube es mir.«
»Hör zu, Capri, ich will dir etwas sagen. Wenn ich ein Bild hasse, dann meine ich das ernst. Es ist mir so zuwider, daß ich nicht will. Dann muß ich es zerstören.«
Für einen Moment verlor sie ihre Sicherheit. Sie schüttelte den Kopf. Dann lief sie auf mich zu, und ich hielt ihr für einen Moment den silbernen Dolch entgegen.
»Untersteh dich!« brüllte sie. Es sah so aus, als wollte sie mir entgegenfliegen, aber ich war schneller.

Auf der Stelle kreiselte ich herum. Noch in der Drehung fuhr meine Hand mit dem Dolch nach vorn, und einen Augenblick später rammte die Waffe in die Leinwand.

Ein Schrei gellte auf, und gleichzeitig explodierte das Bild!

***

Es flog mir nicht in seinen Einzelheiten um die Ohren, nein, es verzischte förmlich. Das Motiv verschwand, Qualm wölkte mir entgegen, der widerlich roch, und ich sah dahinter die Augen der Wesen, wie der rote Ausdruck allmählich verlöschte.

Dann griff mich die Mulattin an.

Sie nahm keine Rücksicht darauf, daß ich bewaffnet war. Mit ihren spitzen Fingernägeln wollte sie mir das Gesicht zerkratzen, wobei ich es schaffte, ihr auszuweichen und sie gleichzeitig ins Leere laufen zu lassen.

Capri kippte nach vorn. Kein Gegenstand war vorhanden, an dem sie sich festklammern konnte, bis auf die Stafette. Sie fiel dagegen, riß sie um und geriet mit dem Gesicht in den verdammten Rauch hinein, der sie umhüllte wie eine Wolke.

Ich riß sie zurück.

Capri brüllte. Ihre Hände hatte sie gegen das Gesicht gepreßt. Mit einem harten Ruck schleuderte ich sie zur Seite und wollte sie auffordern, vernünftig zu sein, als sie ihre Hände sinken ließ und ich einen Blick auf ihr Gesicht werfen konnte.

Himmel, es war grauenhaft!

Der Qualm oder Rauch hatte sie gezeichnet und ihr die Haut aufgerissen, als wäre das Gesicht von zahlreichen Messerstichen attackiert worden.

Überall verteilten sich die Wunden. Aus ihnen sickerte das Blut wie aus kleinen Quellen, aber sie lebte, und sie schrie mich an. »Sieh her, du Schwein! Das hast du aus mir gemacht! Du bist ein…« sie verschluckte sich, schlug mit den flachen Händen gegen ihre Wangen, so daß sich das Blut verteilte.

Dann rannte sie weg.

Ich hielt sie nicht auf, schaute ihr nur kurz nach und sah sie in einer schmalen Seitenstraße verschwinden.

Dann schaute ich hoch zum Himmel.

Der König des Schreckens war verschwunden, kein Schädel schwebte mehr unter den Wolken.

Für mich war es ein Zeichen, daß Lorenzo jetzt persönlich in den Kampf eingreifen würde.

Es gab nur zwei Alternativen.

Er oder ich.

Ich aber war bereit, den Kampf gegen den König des Schreckens

aufzunehmen…

***

Den Entschluß konnte ich nicht sofort in die Tat umsetzen, da ich nicht wußte, wo er sich befand.

Er hatte seinen großen Plan durchführen können, die Menschen standen unter seinem Bann, selbst Suko hatte sich nicht dagegen wehren können. Dies zeigte mir, wie mächtig der König des Schreckens war. Schon zehn Jahre vor der eigentlichen Rückkehr des Königs des Schreckens wollte er sein Netz spinnen.

Ich mußte die Fäden zerreißen und hatte es bei einem bereits geschafft, dem Bild.

Bisher hatte ich mich nur auf dieses Gemälde konzentriert gehabt und mir die anderen nicht genau angeschaut. Es war leider zu dunkel, um sie zählen zu können, so blieb mir nichts anderes übrig, als sie der Reihe nach abzuschreiten.

Sie standen nebeneinander und bildeten einen Halbkreis.

Meine Schritte dämpfte ich so stark wie möglich. Keiner sollte mich hören. Ich schlich über das Pflaster und blieb neben dem zweiten Bild stehen.

Über den ungewöhnlichen Selbstmord hatte ich genug erfahren, deshalb konnte ich mir auch vorstellen, daß es die Bilder waren, die bei Lorenzos Selbstmord von der Bühne verschwunden waren.

Das zweite Bild zeigte eine blauschwarze Kralle, die aus dem Hintergrund hervorschoß und deren spitze Fingernägel in einer tintigen Wolke verschwanden.

Ich nahm wieder den Dolch, stach ihn schräg in die Leinwand und zog ihn von unten nach oben.

Das gleiche Zischen, der gleiche Qualm, dann zerfetzte das Bild in einer puffenden Explosion.

Ich ging sofort weiter bis zum dritten. Ein kurzer Blick auf das Motiv. Violette Totenschädel bildeten einen Reigen und waren dabei, sich schnell zu drehen.

Ich stach diesmal in die Mitte.

Auch hier zerplatzten die Schädel.

Dann nahm ich mir das vierte Bild vor. Ich fand es unter einer Laterne. Hob meinen rechten Arm und wollte die Klinge in die Monsterfratze stoßen, als ich hinter mir die Stimme der Mulattin hörte.

»Nein, tu es nicht!«

Ich zögerte tatsächlich und drehte mich um.

Sie stand im Restlicht der Laterne, das ausreichte, um auch ihr Gesicht zu treffen.

Ein normales Gesicht, keines mehr, in dem das Blut aus zahlreichen

Wunden gequollen war.
Wir schauten uns an, und Capri schüttelte leicht den Kopf.
»Weshalb soll ich es nicht tun?«
»Willst du mich töten?«
»Bist du das?«
»Ja.«
Die Situation war zu ernst, um darüber lachen zu können. Das Motiv dieses Gemäldes besaß überhaupt keine Ähnlichkeit mit der vor mir stehenden Mulattin.
Sie war eine hübsche Frau, aber hinter mir auf der Leinwand zeichnete sich ein düsteres Monstrum ab. Ein quallenähnliches Gebilde mit zahlreichen Armen, aus denen kleine Knoten hervorwuchsen.
Die Spitze meines Silberdolchs zeigte auf Capri, als ich sie fragte:
»Du willst das sein?«
»Ja.«
»Das kann ich nicht glauben.«
»Er hat nicht mich gemalt, sondern das Abbild meiner Seele. Schau dir das Bild genau an.«
Ich grinste schief. »Wenn das deine Seele ist oder dein Unterbewußtsein, dann wäre ich an deiner Stelle mehr als traurig.«
Sie hob nur die Schultern.
Ob sie gelogen hatte oder nicht, würde ich sehr schnell feststellen.
Um besser sehen zu können, leuchtete ich das »Werk« mit der Bleistiftlampe an.
Nicht die Masse interessierte mich: der Kegel fiel auf einen der aus ihr wachsenden Arme und dort genau auf das Ende, das einen runden Kopf zeigte.
Es war ein Gesicht – ihr Gesicht!
Ich betrachtete mir auch die anderen Köpfe. Überall sah ich das Gesicht der Mulattin.
»Habe ich recht gehabt?«
»Ja, das scheinst du wirklich zu sein. Jedenfalls was die Köpfe angeht. Sie haben dein Gesicht.«
»Er hatte mich malen wollen.«
Ich lächelte verständnislos. »Wie kam er denn auf dieses Motiv? Ein Quallenmonster mit…«
»Das Spiegelbild meines Unterbewußtseins. Er hat es so gesehen, ich glaube ihm.«
»Gut«, sagte ich und schaute sie an. »Ich habe dir den Gefallen getan und dein Gemälde nicht zerstört. Aber bei mir gibt es keinen Dienst ohne Gegenleistung, verstanden?«
Sie senkte den Blick. »Was willst du?«
Ich deutete mit der Dolchspitze gegen den Himmel. »Der Schädel ist verschwunden. Lorenzo muß es geschafft haben, sich zu verstecken.

Ich möchte von dir nur wissen, wo ich ihn finden kann. Oder anders ausgedrückt: Führe mich zu ihm.«

»Nein.«

Ich drehte mich wieder dem Bild zu. »Ich kann die Köpfe auch einzeln abtrennen.«

Capri stand da und zitterte. In ihr tobten die Widersprüche, das sah ich ihr an, ging weiter und zerstörte das nächste Bild, das ebenfalls mit einem Zischen verging. »Du kannst es dir überlegen. Wenn ich alle anderen vernichtet habe, kehre ich zu dir zurück und stellte dir noch einmal die gleiche Frage.«

Zwischen uns hatte sich allmählich eine nicht gerade kleine Distanz aufgebaut. Dennoch hörte ich ihren schweren Atem. Diese Frau litt unter einem unwahrscheinlichen Druck.

Ich wollte Lorenzoaas der Reserve locken. Er konnte es einfach nicht hinnehmen, daß ich seine Werke der Reihe nach zerstörte. Tat er das, würde er sein Gesicht und seinen Einfluß verlieren.

Mehr als die Hälfte der Bilder waren mir bereits zum Opfer gefallen. Noch drei – außer dem Quallenbild – mußte ich vernichten.

Da hörte ich die Schritte der Mulattin. Sie hetzte auf mich zu. Ihre Sohlen hinterließen Echos auf dem harten Boden. »Nein, machen Sie nicht weiter.« Sie wurde wieder förmlich.

»Doch!«

Ich zerstörte auch das drittletzte Bild mit einem einzigen Stoß meines Dolches.

»Du hast Zeit, Capri. Warte es ab. Ich lasse dein Bild noch übrig.«

Die letzten beiden Gemälde zeigten Motive, die sich glichen. Graugrüne, krötenartige Wesen, die dabei waren, Menschen zu verschlingen. Diese Motive waren dermaßen häßlich, daß ich die Klinge zweimal mit großem Vergnügen hineinrammte und zuschaute, wie sie verpufften und dabei zerschmolzen.

Dann erst drehte ich mich um.

Capri hatte ihre einst stolze Haltung aufgegeben. Sie wirkte nur mehr wie ein Häufchen Elend – gebrochen, und der Mantel schien ihr plötzlich zu groß geworden zu sein.

Über den Platz in der Dorfmitte trieben die widerlich stinkenden Schwaden. Letzte Reste der vernichteten Bilder.

»Nun?«

Sie hob die Schultern.

»Soll ich dein Bild auch zerstören?«

»Nein!« schrie sie. »Tu das nicht!«

»Dann führ mich zu ihm.«

Capri hob die Schultern. »Ich… ich weiß nicht, wo er sich befindet. Ich spüre ihn nur.«

»Wunderbar, dann spüre mal genau.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sein Geist ist überall, er hält das Dorf noch unter Kontrolle.«

»Bis auf mich.«

»Ja.«

Ich faßte sie in Höhe des Ellenbogens an. Jetzt, wo ich sie aus unmittelbarer Nähe sah, entdeckte ich auch wieder das Blut auf ihrem Gesicht. Sie hatte es nur mehr verteilt. »Capri, das ist kein Spaß mehr. Du wirst doch herausfinden können, wo sich dein großer Herr und Meister aufhält. Es muß einen zentralen Punkt geben.«

Sie starrte ins Leere und sah so aus, als hätte sie meine Frage nicht verstanden. Ihr Blick war völlig geistesabwesend. Ich sprach sie wieder an, schüttelte sie durch, aber sie sagte nichts, was mich hätte interessieren können.

Ihr Blick war von mir gewichen. Sie schaute nach links gegen die Hausfronten, als gäbe es dort etwas Bestimmtes zu entdecken. Ich allerdings konnte nichts herausfinden.

»Was hast du?«

»Er kommt…«

»Schön – und wo?«

Capri atmete heftig ein. »Du wirst ihn nicht sehen können, John Sinclair. Keiner kann ihn sehen, verstehst du das? Er kommt, ohne sichtbar zu sein. Wir können ihn nur fühlen, nein, ich kann ihn nur fühlen, und er nähert sich mir.«

»Will er etwas von dir?«

»Das weiß ich nicht. Ich glaube schon. Ja, er will etwas von mir. Er wird mich bestrafen.«

»Für was?«

Ihre Stimme zitterte. »Ich habe dich nicht zurückhalten können. Du hast die Bilder zerstört. Sie waren ein Teil von ihm, denn sie gehörten zu ihm.«

»Das weiß ich…«

»Er nahm sie mit, als er sich tötete. Sie haben ihm die Kraft gegeben. Es waren nicht nur die Motive, die ihn zum König des Schreckens machten, nein, das waren Teile seiner Seele, seiner Selbst, seines Unterbewußtseins. Man nimmt dem König nichts, man darf ihm nichts wegnehmen, hast du gehört.«

»Klar, aber ich habe es getan.«

»Das werde ich büßen.«

Nach diesen Worten richtete sie sich plötzlich auf und starrte gegen den Himmel, als könnte sie dort die Lösung des Problems erkennen. Auch ich schaute hin, weil ich wieder an den Schädel dachte, aber Capris Aktion hatte nur zur Ablenkung gedient.

Plötzlich riß sie sich los.

»Bleib hier!« brüllte ich, wollte nachfassen, da hatte es sie bereits

erwischt.

Die Kraft war zu vergleichen mit der ungezähmten Macht eines wilden Orkanstoßes.

Es gelang der Frau nicht, sich auf den Beinen zu halten. Die Füße wurden ihr unter dem Boden weggerissen, plötzlich schwebte sie wie ein leichter Gegenstand durch die Luft, schon zu vergleichen mit einem Engel, der nicht Flügel, dafür aber seine Arme weit ausgebreitet hatte.

Halt bekam sie nicht mehr.

Ich hörte sie schreien.

Ihre grellen Rufe zerpeitschten die Stille. Sie hallten als Echos von den Hauswänden wider, und ich sah, daß sie tatsächlich ein Ziel hatte – ihr Bild!

Bevor ich etwas tun konnte, raste sie hinein. Auf dem Rücken liegend und mit dem Kopf zuerst zertrümmerte sie die Leinwand, bevor der Sog sich noch einmal verstärkte, den Körper in spiralförmige Drehungen hineinbrachte und ihn in eine Tiefe hineindrückte, in die ich nicht mehr schauen konnte.

Das Bild hatte Capri verschluckt. Ihr eigenes Unterbewußtsein, die real gezeichneten Alpträume, hatten der Frau letztendlich den Tod gebracht. Für mich, den Zeugen, war es einfach fürchterlich, so etwas mit ansehen zu müssen, aber ich war zu spät gekommen.

Das Bild sah aus, als wäre es von mir zerstört worden. Kein Motiv mehr, keine Leinwand, nur der leere Raum.

Der König des Schreckens war zurückgekehrt, mit all seiner Macht. Nur hatte ich durch das Zerstören der Bilder ihm die Hälfte der Macht genommen.

Wenn er weiterhin seinen Zehn-Jahres-Plan verfolgen wollte, durfte er sich Feinde nicht leisten.

Das heißt, er mußte versuchen, mich aus dem Weg zu räumen, koste es, was es wolle.

Darauf wartete ich.

Mutterseelenallein stand ich auf der Straße. Ich hätte Lorenzo rufen können, doch darauf verzichtete ich. Es war einfach zu blöd, mich in dieser Lage so zu verhalten.

Er würde kommen, er mußte einfach kommen, sonst konnte er seinen großen Plan vergessen.

Aber wie würde er angreifen?

Ich rechnete mit seiner Heimtücke, denn er würde es verstehen, alles für sich auszunutzen, und bei ihm zählen keine Menschenleben, davon ging ich aus.

Ich nahm das Kreuz aus der Tasche, faltete die Kette auf und streifte sie über den Kopf. Das Kreuz selbst ließ ich offen vor meiner Brust hängen.

Dann bewegte ich mich mit langsamen Schritten dorthin, wo ich mit der Bildervernichtung begonnen hatte. Für mich war es so etwas wie ein Startplatz.

Nur meine Schritte waren zu hören. Sie hinterließen, obwohl ich vorsichtig auftrat, leise Echos, die mich begleiteten.

Dann blickte ich zur Seite, denn dort war mir eine Bewegung aufgefallen.

Nicht jedes Lebewesen stand unter dem Bann des Königs. Eine gefleckte Katze schlich über das Pflaster. Ich wollte meinen Blick schon abwenden, als mir der Gang des Tieres auffiel. Die Katze bewegte sich sehr schwerfällig, als hätte sie eine starke Last zu tragen. Nicht weit von mir entfernt blieb sie stehen und drehte sich so, daß sie mich anschauen konnte.

Ich blickte ihr ebenfalls entgegen.

Sie besaß ein schillerndes Augenpaar, es funkelte grün und violett.

Aber ich sah noch mehr.

Sehr langsam öffnete sich ihr Maul. Und dann stürzte mit einemmal eine dunkle Flüssigkeit hervor, die sich auf dem Boden zu einer großen Lache verteilte.

Blut, Adern und Gedärme würgte sie nach draußen, bevor sie inmitten der Lache tot zusammenbrach.

Eiskalt rann es über meinen Rücken. Der König des Schreckens hatte mir mit dieser Aktion bewiesen, daß er seinen verdammten Namen zu recht trug. Und er hatte mir gleichzeitig gezeigt, daß ich noch mit ihm rechnen mußte.

Nur hielt sich dieser Feigling versteckt. Aus dem Hintergrund wollte er angreifen und unschuldige Lebewesen vorschicken.

»Sinclair heißt du, nicht wahr?«

Wieder wurde ich überrascht. Diesmal von seiner Stimme, die durch die Stille hallte.

Ich konnte nicht sagen, woher sie kam. Sie war einfach da und hüllte mich ein.

»Ja, so ist mein Name!«

Als nächste Antwort dröhnte sein mörderisches Lachen in meinen Ohren wider. »Eigentlich müßte ich mich freuen, daß du gekommen bist und dich zum Kampf gestellt hast. Ich mag sogar Menschen, bei denen ich meine Stärke beweisen kann. Aber eines mag ich nicht, das solltest du dir merken: Ich hasse es, wenn jemand versucht, meine Werke zu zerstören. Hast du verstanden, Sinclair?«

»Sicher.«

»Und deshalb werde ich dich auch umbringen, denn nichts anderes hast du verdient.«

»Ich warte schon, Lorenzo. Der König des Schreckens soll sich endlich zeigen, sonst kann ich ihn nur als eine lächerliche Figur ansehen. Bist

du der Schädel, Lorenzo? Bist du nur ein Schädel, oder kannst du dich verwandeln?«

»So wie du mich gesehen hast, bin ich.«

»Das ist schade. Ich hatte gedacht, du würdest mir entgegenkommen, auf zwei Beinen, meine ich.«

»Ich werde kommen, keine Angst, aber den Zeitpunkt bestimme ich. So wie ich bin, bleibe ich, damit sich die Prophezeiung des Nostradamus erfüllen kann. Hier habe ich meinen Stützpunkt. Von hier aus wird die Invasion beginnen. Jeder in diesem Ort wird in zehn Jahren meine Wecksignale hören. Schon als Maler steckte in mir eine andere Kraft. Das Unterbewußtsein war manchmal stärker als das Bewußtsein. In Wellen trieb es hoch und ließ mich zu Pinsel und Farbe greifen. Ich malte mein Unterbewußtsein aus, und jedes der Bilder besaß ein gewisses Leben, einen Geist, der auch seine Besitzer beeinflussen würde. Wer immer ein Bild gekauft hat, kann meiner Kontrolle nicht mehr entwischen. Ich halte ihn fest, ich kann ihn beeinflussen, ich kann ihn steuern.«

»Sieht der König des Schreckens aus wie der Schädel?«

»So wird er sich am Himmel zeigen und seine Getreuen sammeln. Und es gibt keinen, der ihn aufhalten kann. Du hast dich lange halten können, das ist nun vorbei.«

»Dein Pech, daß ich noch lebe, Lorenzo.«

Er lachte schallend und gleichzeitig dumpf. »Warte es ab, Sinclair, warte es ab…«

Danach hörte ich nichts mehr. Wo konnte der nur stecken? Ich suchte abermals den Himmel ab, ohne etwas entdecken zu können als die grauen Wolken unter noch dunklerem Grund.

Für mich hatte es auch keinen Sinn, nach einem Versteck zu suchen. Ich hätte mich in einem der Häuser verkriechen müssen, doch dann wären Menschen mit in Gefahr geraten.

So blieb ich stehen.

Etwas wehte knatternd und gleichzeitig wummernd durch die schmalen Gassen.

Für einen Moment war ich irritiert. Dieses Geräusch paßte einfach nicht hierher.

Ich dachte scharf darüber nach und konnte mir plötzlich vorstellen, daß es sich bei diesen Lauten um das Motorengeräusch eines fahrenden Autos handelte.

Es stimmte.

Urplötzlich wischte vor mir ein weißes Etwas um die Straßenecke.

Grell aufgeblendete Scheinwerfer hüllten mich mit ihrem weißen Licht ein und blendeten.

Dennoch hatte ich erkannt, daß es sich bei diesem Wagen um den MG handelte.

Führerlos war er nicht, denn hinter dem Lenkrad zeichnete sich die kompakte Gestalt des Fahrers ab.

Ein Mann – Suko.

Und er raste direkt auf mich zu!

***

Er mußte dem Wahnsinn verfallen sein, daß er so etwas überhaupt tat. Aber konnte ich ihm wirklich einen Vorwurf machen?

Wohl kaum. Er saß zwar hinter dem Steuer, doch gelenkt wurde der MG von einer anderen Kraft, die es nicht nur geschafft hatte, Mensch und Tier unter ihre Knute zu zwingen, sondern auch »tote«

Gegenstände wie eben ein Auto.

So alt dieser Wagen auch sein mochte. Seine Geschwindigkeit bekam er immer noch.

Und er war zu einer regelrechten Mordwaffe geworden. Wie weit er von mir entfernt war, als ich lossprintete, konnte ich nicht sagen.

Jedenfalls rannte ich weg, stürzte glücklicherweise nicht, spürte aber den Windzug, als der Wagen an mir vorbeiraste.

Mein letzter Satz hatte mich bis gegen eine Tür gebracht. Dahinter lag eine Gaststätte. Mit der Schulter war ich gegen das Holz gerammt, ohne daß die Tür eingerammt wurde.

In der Nische blieb ich stehen und schaute nach rechts, wo der MG hingefahren war.

Dort stand er.

Jetzt sah ich seine Heckwolken. Aus dem Auspuff krochen kleine, helle Wolken.

Der Motor lief. Ich stellte mir die Frage, ob das Fahrzeug dort halten oder wieder anrollen würde.

In den folgenden Sekunden jedenfalls tat sich nichts. Auch der Maler zeigte sich nicht.

Ich dachte an Suko und daran, daß er sich innerhalb des Wagens in einer großen Gefahr befand.

Der Himmel war schädelfrei, deshalb riskierte ich es, die Deckung zu verlassen und auf den MG zuzugehen.

Nach zwei Schritten flogen beide Türen auf. Ein Körper rollte auf die Straße und blieb verkrümmt liegen – Suko.

Dann ruckte der Wagen an.

Alles ging blitzschnell. Ich kann es hier nur langsam wiedergeben.

Er fuhr vielleicht zwanzig Meter, um wieder zu stoppen.

Ich stand noch immer an der gleichen Stelle, überlegte, dann ging ich vor.

Plötzlich fuhr der MG wieder an.

Diesmal nur in die andere Richtung – rückwärts. Und es würde nur wenige Augenblicke dauern, bis er den leblosen Suko überrollt hatte…

***

Ich war einfach zu weit weg, um ihn aus der Gefahrenzone schleifen zu können. Es gab nur eine Chance, um Suko zu retten, und auch diese stand auf verdammt wackligen Füßen.

Den Stab ziehen und das magische Wort brüllen. Ich ging davon aus, daß der weiße MG von einer dämonischen Kraft erfüllt war, die ebenfalls lebte.

Das Wort.

»Topar!«

Meine Stimme überschlug sich. Ich war wie von Sinnen und rannte im gleichen Moment los, denn ich war der einzige, der sich noch bewegen konnte.

Entweder schaffte ich es oder verlor ebenfalls mein Leben.

Ich schaffte es!

Das röhrende Geräusch des Motors verstummte, ich hatte freie Bahn, allerdings blieben mir nur fünf Sekunden Zeit, um den Spieß umdrehen zu können.

Ich flog förmlich auf den leblosen Suko zu, bekam ihn noch in der Zeitspanne zu packen, zerrte ihn zur Seite, rollte mich mit ihm über den Boden, als der Wagen wieder anfuhr.

Und jetzt sah ich, daß jemand hinter dem Lenkrad saß, der das Wort Topar gehört haben mußte.

Eine bleiche Gestalt, mehr Schädel als Kopf, der ein grünliches Leuchten abgab, aber längst nicht die Größe besaß, wie ich ihn vom Himmel her kannte.

Der Wagen raste wieder los, als die fünf Sekunden verstrichen waren. Wie ein weißer Pfeil huschte er über das Pflaster – und flog in der folgenden Sekunde in die Luft.

Es war eine lautlose Explosion. Er zerfetzte vor meinen Augen ohne ein einziges Geräusch. Rauch wölkte hervor, umwaberte die Trümmer, und auch die Gestalt des Fahrers stieg fast senkrecht in die Luft. Der Schädel, in einem häßlichen, hellen Grün flimmernd, war deutlich zu sehen, und er zeigte sich, nachdem er ungefähr die Dachhöhe erreicht hatte, wie ich ihn kannte.

In Bruchteilen von Sekunden dehnte er sich aus, als hätte jemand kräftig an allen Seiten gezogen.

Monsterhaft wölbte er sich in die Höhe, die Tiefe und gleichzeitig in die Breite.

Dann schwebte er über der Straße.

Und ich wußte, daß sich Lorenzo, der König des Schreckens, zum letzten Kampf gestellt hatte…

***

Den sollte er haben!

Ich ließ meinen Freund Suko liegen und kam mit langsamen Bewegungen in die Höhe. Jetzt durfte ich nichts überstürzen, ich mußte Ruhe und Nerven bewahren.

Der Schädel war gewaltig. Er nahm fast die gesamte Breite der Straße ein. In seinen Augen lag wieder dieses leicht rote Leuchten, ein unheimlicher Blick, wie mir schien.

Waren sie das Zentrum der Magie?

Bestimmt. So konzentrierte ich mich auf sie, als ich die Beretta zog.

Das Kreuz hing nach wie vor offen vor meiner Brust. Lorenzo sollte es ruhig sehen können, ich wollte seine Kraft gegen die des Königs des Schreckens setzen.

Ich hielt mich auf der Straßenmitte. Es kam mir komisch vor, diesen Totenschädel anzusprechen, aber ich tat es trotzdem, weil es keine andere Möglichkeit gab, um mit dem König des Schreckens in Verbindung zu treten.

»Hier bin ich, Lorenzo. Wie du siehst, habe ich überlebt. Ich wollte mich zum Kampf stellen, und ich möchte, daß du es auch tust. Ist dir das klar? Nur wir beide, bitte, nur wir beide.«

Er gab mir keine Antwort. In der Nase, in den Augen und auch jetzt im Maul glühte es apfelsinenrot auf. Dort war die geheimnisvolle Kraft, die ihn führte, sichtbar geworden.

Ich blieb nicht stehen. Gern hätte ich gewußt, ob er sich tatsächlich aus blanken Knochenteilen zusammensetzte oder er mehr eine Illusion war?

Beides konnte stimmen.

Furcht verspürte ich nicht. Ich vertraute meinem Kreuz, das auch einen König des Schreckens in die Schranken weisen würde.

Dann sprach er doch.

Ich hörte ihn kreischend reden. »Du kannst nicht gegen den König des Schreckens angehen, nein, du nicht!«

»Wetten doch?«

Ich gab mich lässig, vielleicht zu lässig, dieser verdammte Schädel flößte mir keine Furcht ein.

Ich hätte vorsichtiger sein sollen, denn ich hatte das gewaltige Messer vergessen.

»Achtung, John…«

Aus dem Kreuz drang mir die Warnung entgegen. Für die Dauer eines winzigen Augenblicks schimmerte in der Kreuzmitte ein fahles Gesicht durch.

Ein Gesicht, das einem der drei Wesen gehörte, die zusammen den Seher bildeten.

Nostradamus?

Ich hatte die Warnung verstanden, sah nur nicht, wohin ich mich wenden sollte.

Der Schädel blieb ruhig. Ich schaute wieder auf das Kreuz, sah auch das geisterhafte Gesicht im Zentrum, den warnenden Ausdruck und drehte mich, einem Gefühl folgend, um.

Da sah ich es!

Wie ein Messer fuhr mir der Schrecken durch die Glieder.

Gewaltig wie ein Schwert schwebte es genau über meinem Kopf und raste in die Tiefe…

***

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Ich schrie dem fallenden Messer die Aktivierungsformel entgegen.

Es war mehr ein Gebet als ein Schrei, denn nun konnten mir nur noch die Kräfte des Kreuzes helfen oder die des Sehers, der Person, die drei in einer verbarg.

Und sie halfen!

Plötzlich schien sich das Kreuz genau in der Mitte zu öffnen. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Eine Lichtaura entstand vor meinen Augen. Ich war wie von Sinnen und erkannte gleichzeitig den Trichter innerhalb der Aura, die auf das Messer wie ein Magnet wirkte und es kurzerhand an sich riß.

Drei Gesichter rahmten die Aura ein.

Die Gesichter des Sehers.

Einmal Nostradamus, dann die Züge König Salomons, und das dritte Gesicht gehörte mir.

Es war nicht so klar zu erkennen, mehr verschwommen, denn ich lebte ja noch als Person.

Mein Herzschlag raste, als ich mitbekam, wie das Messer aufgesaugt wurde, als wollte es die drei Gesichter innerhalb der Lichtfülle zerstören.

Dann war es weg!

So verschwunden wie auch der verdammte Schädel, denn als ich nach vorn schaute, war mein Blick frei.

Schnaufend atmete ich aus. Meine Knie fühlten sich an, als wären sie mit Gummi gefüllt.

Es gab ihn nicht mehr, der König des Schreckens hatte seinen ersten Auftritt schon nicht überstanden und würde auch keinen zweiten mehr haben.

»Ich habe ja nichts gegen eine warme Winternacht, aber wenn man lange auf dem Boden liegt, wird einem doch kälter!« hörte ich hinter mir die Stimme des Inspektors.

Ich drehte mich um.

Suko stand auf den Beinen. Er schaute sich um, wie jemand, der zum erstenmal sehen konnte. Die Arme ausgebreitet, die Schultern mehrmals hintereinander anhebend.

»Hast du gut geschlafen?«

»Und wie?« Er strich über seine Stirn. »Nur hätte ich gern gewußt, wo sich unsere Freundin Capri befindet. Vorhin ging sie noch an meiner Seite.«

»Sie ist weg.«

»Wie schön.« Die nächste Frage stellte Suko, als er neben mir stehenblieb. »Dann ist der Schädel auch weg?«

»Genau.«

»Und das Messer?«

»Ebenfalls.«

»Dann frage ich mich, was ich eigentlich hier noch zu suchen habe, Alter?«

Ich grinste ihn an, schlug ihm auf die Schulter und versetzte ihn mit meiner Erwiderung in Erstaunen. »Das frage ich mich allerdings auch.« Als ich ihm dann noch seinen Stab in die Hand drückte, wußte er überhaupt nicht mehr, wo es langging.

Statt dessen wandelte er einen alten Weihnachtsspruch ab. »Und wenn das fünfte Häuslein brennt, hast du Weihnachten verpennt…«

***

Nun, so tot war der Ort nicht. Jetzt, wo es mir gelungen war, den Bann des Schädels zu brechen, kamen die Menschen. Zwar wenige nur, aber die durch die Magie ebenso überrascht worden waren wie Suko, bewegten sich weiter, als hätte es die Pause nie gegeben.

Mein Freund und ich hatten beschlossen, keine Erklärungen abzugeben. Wir erkundigten uns nur nach diesem Dr. Moore, der schwerverletzt im Krankenhaus lag, aber durchkommen würde, wie man uns versicherte.

»Dann können wir ja fahren«, sagte Suko und gähnte dabei.

»Fühlst du dich denn fit?«

»Klar, laß dich durch mein Gähnen nur nicht täuschen.« Er grinste.

»Ich muß übrigens nach London.«

»Weshalb denn?«

»In zwei Tagen ist Weihnachten, glaube ich. Und mir fehlen noch sämtliche Geschenke.«

»Mir auch. Trotzdem werde ich dir etwas geben.«

»Was denn?« Suko zog die Wagentür auf.

»Mein Vertrauen.«

»Danke, das bekommst du zurück.«

»Fein.«

Lachend nahmen wir im BMW Platz und schlugen uns gegenseitig auf die Schultern. Beide waren wir froh, Littleport verlassen zu können, und noch mehr freuten wir uns darüber, daß kaum ein Bewohner etwas von diesem Schrecken mitbekommen hatte…

ENDE